



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Alteuropa**

**Schuchhardt, Carl**

**Berlin [u.a.], 1935**

Drittes Buch. Westeuropa

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-73160](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-73160)

## Drittes Buch

### Westeuropa

Die neolithische Kultur von Westeuropa steht naturgemäß auf den Schultern der paläolithischen, und viele von deren Eigentümlichkeiten sehen sich in der Tat ohne weiteres fort. Die Leichen werden in Höhlen bestattet, und zwar in Hockerlage, und mit Muschelfetten geschmückt. Die Häuser sind rund und haben einen Mittelpfeiler, und nach ihrem Muster werden dann auch runde Grabanlagen geschaffen. Die Ornamentik bewegt sich ganz in den zierlichen Formsystemen der paläolithischen Textilkunst. Die Tongefäße erscheinen wie aus Leder hergestellt, dem Stoffe, den schon die vorausgegangene Zeit sehr wohl zu behandeln wußte.

#### Die Keramik

Es sieht fast so aus, als ob die Keramik im nordischen Kreise erfunden wäre, denn hier allein tritt sie schon im Mesolithikum auf, überall sonst erst im Neolithikum. Im begnadeten Westen und Süden spendete die Natur die fertigen Gefäßformen, die der Norden, durch seine Dürftigkeit erfinderisch gemacht, aus dem Erdenloß nachzuschaffen suchte. Aber als Vorbild hat er dabei das im Westen schon Gängige benutzt, und das war außer der Naturform selbst offenbar ihre Übersetzung in Leder.

Die spärlichen Stücke, die wir als älteste Tongefäße in den nordischen Muschelhaufen kennenlernten, erhalten bald darauf im Westen eine zahlreiche gleichartige Gesellschaft, verschieden an Größe und Gestalt, aber doch so einheitlich in der Anlage, daß wir zu sehen glauben, wie immer aus der einen Form die andere geworden ist und so eine geschlossene Reihe sich entwickelt hat. Das beste Material dazu bieten die reichen Funde aus Höckergräbern der neolithischen Burg auf dem Michelsberge bei Untergrombach (nächst Bruchsal); hinzu kommt die französische Dolmenkeramik und einiges Frühmetallzeitliche in Spanien.

Die Michelsberger (Taf. XII 1—7 und Abb. 16) gehören noch der reinen Steinzeit an und sind aus anderm Kulturkreise noch kaum beeinflusst. Die Formen sind rundlich und schmiegsam, wie aus einem weichen dehnbaren Stoff, etwa Leder, hergestellt, der hier ausgezogen, dort eingeschnürt, und gelegentlich durch Einlagen versteift werden kann. Auch die Ornamentlosigkeit spricht für die Nach-

ahmung eines solchen Naturstoffes, der eben keine Strukturlinien bot. Die Grundform bildet ein beuteltiger Napf, bald flacher, bald tiefer gehalten (Abb. 16a, b), zuweilen durch eine emporstehende Leiste als Kelle eingerichtet (Taf. XII 3).

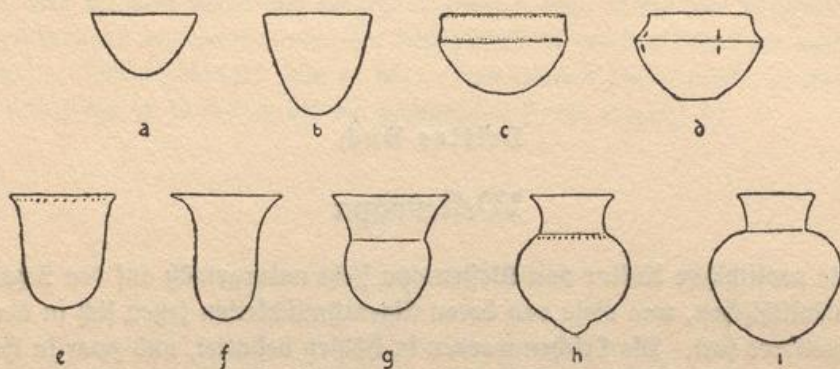


Abb. 16. Formenreihe der Michelsberger Keramik. Nach den Originalen im Karlsruher Museum.

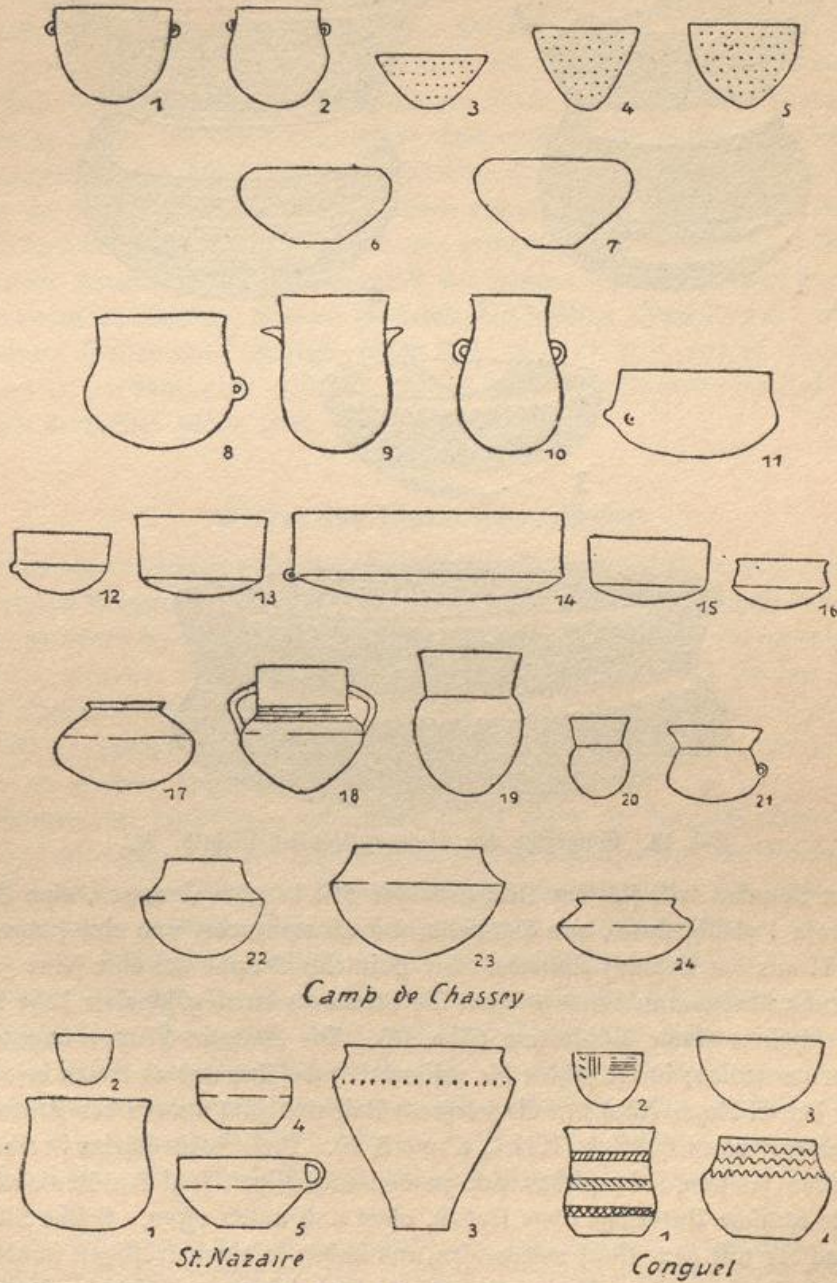
Bei 16c (= XII b) ist eine breite Leiste um den oberen Rand gelegt und festgenäht; d hat einen Ring etwas tiefer sitzend erhalten, so daß der oberste Rand sich wieder enger zusammenzieht, um das Überschwappen der Flüssigkeit zu verhindern. e und f (= XII e, a) sind tiefe Becher oder Töpfe mit geschweiftem ausgezogenem Rande; bei e scheint ein Ring im umgeschlagenen Saume zu liegen. g, h, i sind an der Schulter eingeschnürt, g nur erst wenig, so daß die Mündung des Gefäßes weiter ist als der Bauch, h und i dann mit zunehmender Stärke. Bei h liegt ein Kranz kurzer Vertikalstriche an der Einschnürungsstelle, wie wenn es ein Hängezierat des Schnürbandes wäre. Zu beachten ist, daß noch keine dieser Gefäßformen einen Henkel oder einen Fuß und nur d eine Standfläche hat. Diese Eigentümlichkeiten verbleiben auch der Keramik der nächstfolgenden Zeit in Westeuropa.

Aus der reinen Steinzeit sind den Rhein hinunter bis Belgien Gefäße vorhanden, die sich ganz in die Formenreihe der Michelsberger einfügen. In Frankreich hat das steinzeitliche Camp de Chasse eine Fülle von Keramik geliefert, deren Haupttypen ich mir 1912 im Museum zu Autun skizziert habe (Abb. 17). Die Reihe beginnt mit dem einfachen Napf (1—7), es folgt der geschweifte Becher und Napf (8—11), dann der Napf oder die Schale mit breiter Randversteifung (12—16) oder dem Ring an der Schulter (17, 22—24), schließlich die geschnürten Gefäße (18—21). Diese Keramik findet sich in ganz Frankreich in der Stein- und ersten Metallzeit, nur daß allmählich der Glockenbecher als beliebteste Form sich in den Vordergrund schiebt, die Standfläche sich mehr und mehr einbürgert und hier und da, besonders vom Glockenbecher eine in Zonen angeordnete feine Flechtverzierung aufgenommen wird. Eine Form erscheint neu gebildet, nämlich der Eimer (Situla), St. Nazaire (Abb. 17a, 3). Genau betrachtet ist aber auch er

Die Keramik

nur aus dem Napf mit Schulterring entstanden durch Erweiterung nach unten und Schaffung der Standfläche.

Die steinzeitlichen Pfahlbauten der Westschweiz liefern eine ganz verwandte



Sog. Dolmenteramif in Frankreich.  
 Abb. 17. Camp de Chassey, 17 a St. Nazaire, 17 b. Conguel. Etwa  $\frac{1}{9}$ .

Keramik. Wir sehen die flachen und tiefen Beutelnäpfe, die geschweiften Becher, die Näpfe mit Schültereinlage und den tiefen Eimer.



Abb. 18. Tongefäße von Ciempozuelos bei Madrid.  $\frac{1}{4}$ .

In Spanien teilt sich der Michelsberger Stil in zwei Gruppen, eine ältere, mit Troja I gleichstehend, von Palmella und Ciempozuelos und eine jüngere = Troja II aus der Provinz Almeria. Die Palmella-Gruppe hat eine feine Flechtverzierung übernommen und zeichnet sich besonders durch geschnürte hohe Vasen und geschnürte flache Näpfe aus (Abb. 18). Die Almeria-Gruppe dagegen ist ganz ornamentlos; in ihr fehlen die geschnürten Gefäße, und es treten besonders hervor der El Argar-Napf mit eingelegtem Reif und zum andern der Beutelnapf mit untergesetztem Hohlfuß (XII 1, 6 und 3, 5). Diese Form scheint in Spanien entstanden zu sein. Es finden sich zu den unzähligen fußlosen Beutelnäpfen isolierte ionische Untersätze ohne Boden, oben und unten offen. Solche Ständer sind nachher mit dem Napf verwachsen und haben so einen kräftigen standfesten Pokal aus ihm gemacht. Hinzu tritt dann noch als selteneres Stück eine henkellose Tasse (Abb. 52 G 1). Diese drei Formen, der El Argar-Napf, wie ich ihn

nennen möchte, der Pokal und die Tasse, haben im Mittelmeere starke Nachfolge gefunden.

Vielfach kommen in Spanien auch ganz große Vorratsgefäße vor. In der Steinzeit sind sie fast kugelförmig, offenbar durch den Flaschenkürbis beeinflusst, und haben gern ein breites Zierband aus Zickzacklinien um den Bauch. In der ersten Bronzezeit (Almeria-Kultur) gleichen sie einem oben geschnürten eiförmigen Saß (Taf. XII 4, Abb. 52 E 1); im obersten Teile pflegen sie kleine hornartige Zapfen zu haben, die einen umgelegten Tragestrich halten sollen. Vielfach sind diese großen Gefäße, die Vorbilder der späteren Pithoi, zur Bestattung von Höckerleichen verwendet worden. Sie erscheinen charakteristisch für Spanien, aber es ist doch auch in Urmitz bei Neuwied ein ganz gleichartiges Stück gefunden (Museum Bonn) als Beweis für die Homogenität der ganzen westeuropäischen Keramik.

In dieselbe Richtung gehören die bekannten schönen „Zonenbecher“, die eine Hauptform Westeuropas fortsetzen (oben Abb. 16 e, 17. 8. 9. und St. Nazaire 1, Conguel 1), sich dabei aber weit über Mittel- und Süddeutschland bis nach Budapest hin verbreitet haben (Abb. 19).

### Geräte aus Stein, Ton, Bronze

Unter den scheinbar nichtsagenden kleinen Geräten aus Feuerstein verlangen doch einige Beachtung, die zum festen Bestande der westeuropäischen Kultur gehören, während sie anderswo selten sind oder ganz fehlen. So die querschneidige Pfeilspitze, deren Schneide so meißelartig breit ist, daß sie den Namen Spitze eigentlich mit Unrecht führt. Sie steht neben der üblichen dreieckigen Form und läßt sich zurückverfolgen bis in die Periode der Muschelhaufen, wo sie an die Stelle der älteren längsschneidigen Pfeilspitze getreten ist.

Gerade mit Pfeilspitzen zusammen pflegt dann ein langrechteckiges Steinplättchen mit Löchern an den Schmalseiten gefunden zu werden. Es ist eine Arm- oder Daumenschußplatte der Bogenschützen, ein Gerät, das die lange Erfahrung des alten westlichen Jägervolkes gezeitigt hatte (Abb 19b).

Das Steinbeil des Westens ist ein schön geschliffenes dreieckiges Stück, das mit seinem spitzen Nacken im Schaft steckte. Es zeigt sich fast immer aus feinem grünlichen Stein: Serpentin, Jadeit oder gar Nephrit hergestellt. Das Schleifen der Steingeräte, das erst mit dem Neolithikum einsetzt, ist wohl auch kaum am Feuerstein erfunden, der mit seiner glasartigen Schärfe es am wenigsten braucht und mit seiner harten Muschelstruktur gar nicht dazu einlädt<sup>1)</sup>. Auffallend erinnert das spitznackige Beil an die Formen des Altpaläolithikums, aber eine direkte

<sup>1)</sup> Das spitznackige Beil herrscht im Westen so sehr, daß es sich z. B. in dem reichen Museum zu Rennes zu anderen Formen wie 100:1 verhält. Besonders große und schöne solche Beile sind im Museum von Dannes. In Nantes (Musée Dobré) liegen zwei mit noch leidlich erhaltenem Schaftstabe. Der Stab ist im ganzen 53 cm lang; bei 43 cm ist das Beil eingelassen.

Beziehung ist ausgeschlossen, da in den dazwischenliegenden beträchtlichen Perioden des Aurignacien, Solutréen, Magdalénien nichts dergleichen vorhanden ist.

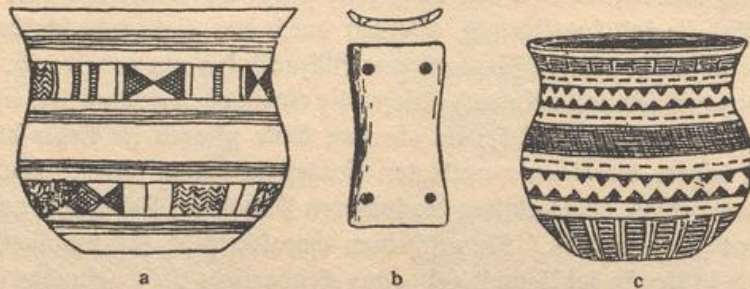


Abb. 19. Zonenbecher aus Mittel- und Süddeutschland.

In ein paar seltenen Fällen ist der ganze Schaft des Steinbeils mit erhalten. Es ist jedesmal ein etwa armlanger Holzstiel (Abb. 20 a). In dieser Gestalt ist das Gerät das Vorbild geworden für eines der markantesten Stücke der frühest metallzeitlichen westeuropäischen Kultur, nämlich den Dolchstab (Abb. 20g). Eine breite, langsam zur Spitze auslaufende Kupfer- oder Bronze Klinge ist mit drei Nieten in einem Kopfstück, wie einem Futteral, aus demselben Metall befestigt, das zugleich auf der rechtwinklig anstoßenden Seite den Holzstiel aufnimmt. Zuweilen ist statt des Holzstiels gleich ein Metallstiel angegossen. Dies Gerät, oder gleich besser gesagt, diese Waffe, ist in der Almeria-Kultur massenhaft gefunden, zuweilen mit so unverkennbarem spanischen Ursprungszeugnis wie silbernen Nieten an der Klinge. Silber ist in keinem Lande des Altertums so wohlfeil gewesen wie in Spanien. Aber auch für den großen und früherkannten Kupferreichtum des Landes legen die Dolchstäbe ein Zeugnis ab dadurch, daß gerade hier die Übersetzung des Steinbeils in Metall erfolgte. Es gibt in Spanien und Portugal flache dreieckige Feuersteinbeile — wie große Moustier-Spitzen geformt —, die ebenso geschäftet waren wie nachher die kupfernen Dolchstäbe und offenbar deren Vorbild gewesen sind<sup>1)</sup>. Nach andern Ländern, wie Frankreich, Süd- und Norddeutschland, sind zunächst die spanischen Dolchstäbe exportiert. Dann sind sie dort nachgeahmt worden. Originale und Nachahmungen unterscheiden sich dadurch, daß in Spanien die Klinge als besonderes Stück in den Schaft eingezapft ist, während sie in der Fremde gleich mit dem Schaft zusammengegossen wurde<sup>2)</sup>. Der Dolchstab stammt aus der allerersten Metallzeit. Damals dachte man noch nicht an ein Schwert. Das hatte kein Vorbild in der Steinzeit, da sich seine lange und schmale Form in Stein nicht herstellen läßt. Die einzige Handwaffe — abgesehen von Speer und Pfeil —, mit der man weiterreichen konnte als mit dem Dolche, war das langgestielte Beil, und dieses hat man in den metallenen Dolchstab

<sup>1)</sup> Hubert Schmidt in der Montelius-Festschrift 1913.

<sup>2)</sup> Hubert Schmidt, Prähist. Ztschr. I, 1909, „Der Bronzefund von Canena“.

übersezt. Als bald darauf das Schwert aufkam, erst kürzer, dann länger geformt, verschwand der Dolchstab.

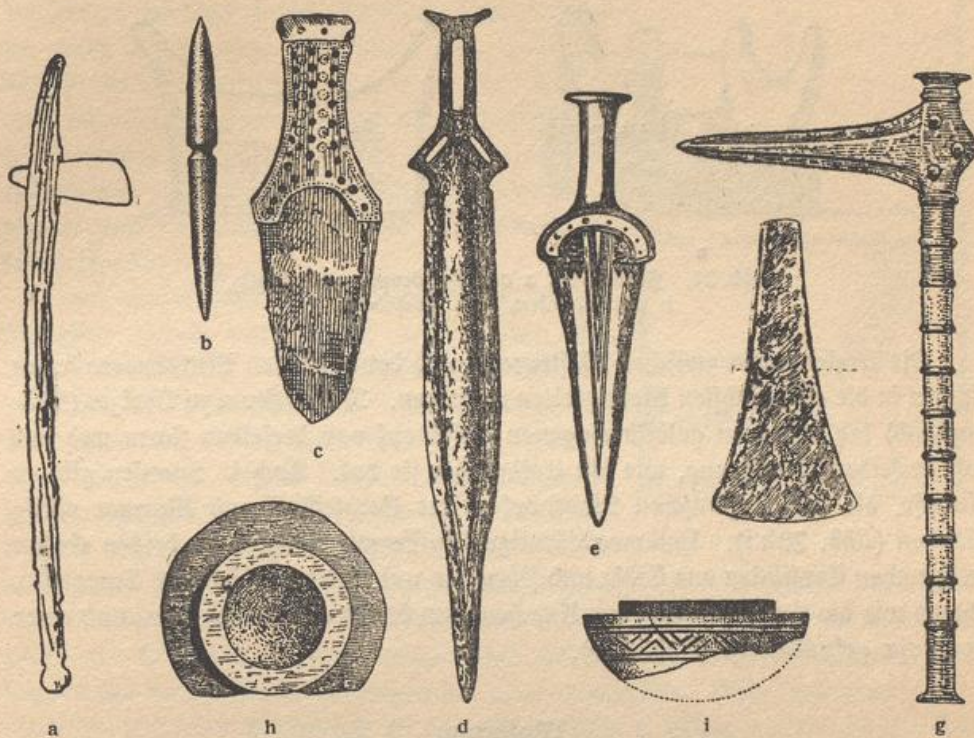


Abb. 20. Westeuropäische Waffen und Geräte.  
a Steinbeil (St. Nazaire), b Knebel, c Dolch (England; Devizes), d e f Schwert,  
Dolch, Beil (Spanien), g Dolchstab (Schmödtwih), h i Knopf (Spanien).

Die Dolche des Westens haben wie der Dolchstab eine auffällig breite Klinge, ganz im Gegensatz zu der schmalen, schlanken des Nordens. „Trianguläre Dolche“ pflegt man sie zu nennen, weil sie oft geradezu dreieckig sind (Abb. 20c, e). Auch diese breite Klinge hat sich fortgeerbt in den kretischen und mykenischen Kreis. In Kreta hat man die Dolchklingen im Funde von Kumasa mit Recht immer schon als spanischen Import angesehen, weil er auch ein paar silberne Klingen enthält<sup>1)</sup>.

In Westeuropa, und zwar in den Schweizer Pfahlbauten, kommen auch schon vor die vielfach als „Mondidole“ bezeichneten Herdaufsätze aus Stein oder Ton: flachliegende dicke Stäbe mit hornartig aufgebogenen Enden. Sie sind in Wirklichkeit Feuerböcke, bestimmt, eine Hohlagerung des Brennholzes zu bewirken, und wurden als solche an profanen Wohnplätzen gebraucht, auch den Toten ins Grab mitgegeben. Eine Herdstelle mit tönernen Feuerböcken, die Schliß bei Heilbronn fand, gibt ein deutliches Bild (Abb. 21a). Da sie dann auch auf den Altar gestellt werden, wie besonders in Kreta, hat man ihnen eine symbolisch-religiöse

<sup>1)</sup> Mosso, Escursioni 1910, 214.



Bedeutung zuschreiben wollen. In der Lausitz und in Schlesien finden sich in der späteren Bronzezeit noch ähnliche Gebilde auf runde Tontafeln aufgefleht <sup>1)</sup>.

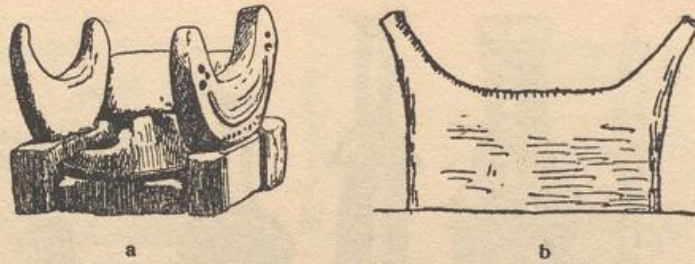


Abb. 21. Feuerböde, a von Heilbronn, nach Schütz,  
b aus Spanien, nach Déchelette.

Die Beziehungen zwischen Westeuropa und dem östlichen Mittelmeere lassen sich bis in die alltäglichsten Kleinigkeiten verfolgen. Im Museum zu Devizes (Südengland) sah ich einen goldüberzogenen Holzknopf von derselben Form und mit fast derselben Verzierung, wie ein trojanischer sie hat. Auch in Spanien gibt es Knöpfe, die den trojanischen Stabknöpfen aus Bergkristall und Marmor völlig gleichen (Abb. 20h i). Halbmondförmige Wulste mit Löchern an beiden Enden entsprechen Tonstücken aus Troja und Phrygien und sind wahrscheinlich Traggriffe, ebenso wie die kleinen Knebel aus Knochen, von denen einer in Spanien und einer in Troja gefunden ist (Abb. 20b).

### Wohnung Pfahlbau, Haus, Burg

Was sich im ersten Beginn der Neolithzeit, gewissermaßen noch am Fuße der Gletscher, im nordischen Maglemose entwickelt hatte, das Wohnen im See, ist keineswegs wie die in jenen selben nordischen Gegenden uns zuerst entgegentretende Keramik Gemeingut des westeuropäischen Kreises geworden: aus dem einfachen Grunde, weil in dem Hauptgebiet dieses Kreises, in Frankreich, Spanien und Südengland, die Seen fehlen. Nur der Nordwestfuß der Alpen, der nach seiner Keramik noch zu Westeuropa gehört, hat die Vorbedingungen für jene Wohnart, und hier finden wir sie denn auch stark entwickelt. Besonders im Bodensee, im Neuenburger-, Bieler-, Züricher- und Genfersee liegen viele und reiche Siedlungen. In den letzten 15 Jahren sind erst bei Schussenried am Rande des Federsees und dann am Bodensee bei Sipplingen durch ausgezeichnete Grabungen des Tübinger Urgeschichtsinstituts umfassende Bilder der Pfahlbausiedlungen gewonnen worden. Die Häuser haben gar nicht im Wasser, sondern am Ufer auf dem Lande gestanden. Der Bodenseespiegel hat sich seitdem sehr gehoben, der Federsee dagegen ist im 19. Jh. stark gesenkt worden, so daß hier die Grabungen

<sup>1)</sup> H. Seger in der Zeitschrift für Montelius 1913.

jetzt alle auf dem Lande vorgenommen werden konnten. Die älteste der erforschten Siedlungen ist Dullenried bei Buchau am Federsee. Nur hier sind die alten Rund- oder Ovalhütten der westlichen Kultur noch angetroffen, nur 3:4 oder 4:5 m weit mit Flechtwerkwänden und einem Schilfdache. Sonst herrscht überall schon das vom Norden her eingedrungene Haus langrechteckig mit Vorraum, wie es uns von Schussenried seit Jahrzehnten bekannt ist (Abb. 22).

Den ganzen Bebauungsplan und zwar in zwei Perioden haben wir kennen gelernt von der Wasserburg Buchau, die ursprünglich eine Insel, jetzt verlandet ist (Abb. 23). Die Insel lag dicht am Südwestufer des Sees, so hatte man sie nur im Nord-

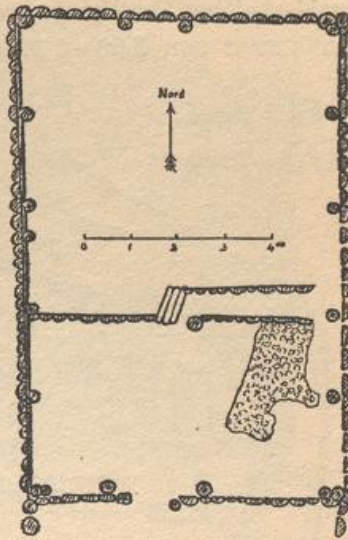


Abb. 22. Haus von Schussenried.  
1:175.

osten gegen das offene Wasser durch eine starke Pallisade geschützt. Die zahlreichen Häuser der ersten Periode waren einfache Rechtecke, die der zweiten aber, deren man neun zählen konnte, waren Flügelbauten in Hufeisenform, wie unsre Schlösser des 18. Jh. Der Unterschied erklärt sich daraus, daß die Bewohner zuerst nur Viehzucht trieben, nachher aber Ackerbau und nun mehr Raum zum Lagern des Kornes und Beherbergen der Leute brauchten. Diese Inselburg gehört schon der jüngeren Bronzezeit an (ca. 1100—1000 v. Chr.), die Holzhäuser sind aber noch ganz in der Technik der Steinzeit gebaut. Lange Stämme liegen dicht als Fußboden, die Wände bildeten Pfosten mit Flechtwerk, das Dach war aus Schilf.

Es ist nur natürlich, daß bei einem Floß oder einem Pfahlbau sich viereckige Formen entwickeln. Wie soll es bei der Verwendung von Langholz anders sein? Überall, wo Bauholz zur Verfügung steht, sehen wir dieselbe Erscheinung, im Orient wie im Okzident, in alter wie in neuer Zeit. Die wichtigsten Teile von Westeuropa waren aber für den Hausbau weit mehr auf Stein- als auf Holzmaterial angewiesen. So ist hier der rechteckige Hausgrundriß nicht zur Herrschaft gelangt; vielmehr tritt eine Vorliebe für die runde Anlage im Haus- wie im Grabbau auffällig hervor. Der Hausbau ist freilich in diesen wie in andern Ländern bisher von der grabenden Forschung stiefmütterlich behandelt. Überall, wo man rasch und bequem Kunde machen will, wendet man sich an die Gräber. Nur durch einige Stichproben selbstloser Forschung haben wir Häuser kennengelernt. In Spanien, wo die Gebrüder Siret auf verschiedenen steinzeitlichen Burgen gegraben haben, zeigt sich, daß das viereckige Haus dem westlichen Kreise durchaus nicht fremd ist <sup>1)</sup>. Auf der erheblich späteren Burg Sabroso in Portugal aber haben sich

<sup>1)</sup> Siret, Les premiers âges du bronze en Espagne, 1887, Taf. 3, 6, 13, 19, 57, 60, 64.

wohlerhaltene Rundhäuser gefunden. Die Grundrisse bestehen in einem Steinfundament von 3,50—5,27 m Durchmesser und haben in ihrem Mittelpunkt

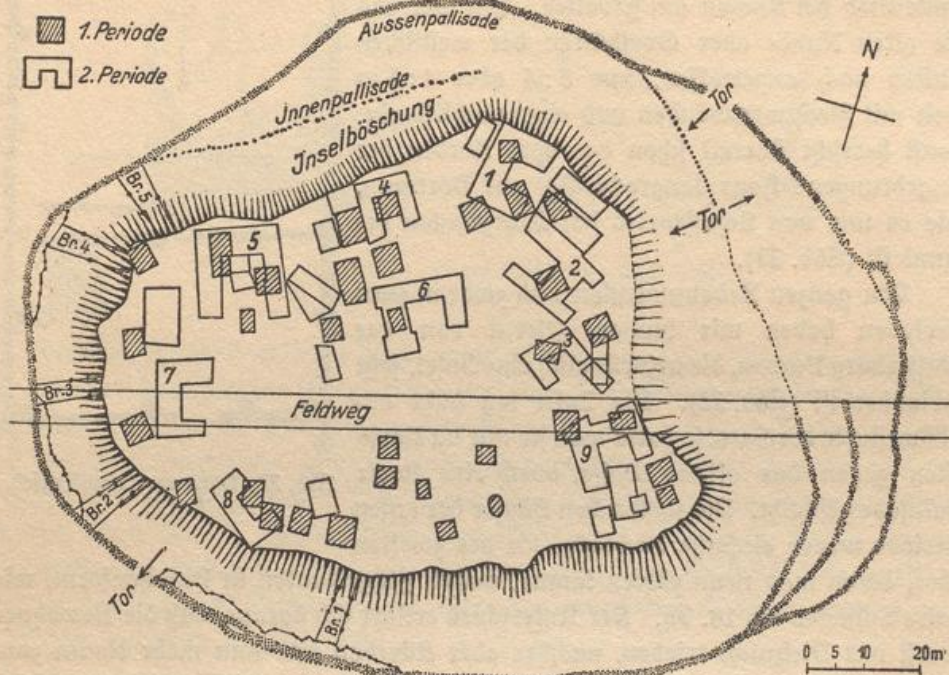


Abb. 23. Wasserburg Buchau. Nach Reinert. 1:1250.

einen Soßelstein für einen Holzpfiler (Abb. 24). Auf der benachbarten Burg von Biteiros herrschen dieselben Häuser, aber ohne Mittelpfeiler. In Frankreich finden sich auf allen neolithischen Befestigungen, wie St. Loup bei Dij (Jfère), Camp de Chasse, Neu Richard usw. runde Häuser<sup>1)</sup>, und in England ist es auf den britischen Burgen ebenso: auf dem Worlebury Camp bei Weston super Mare (bei Bristol) habe ich sie selber zu Duzenden gesehen (1902); von Dartmoor bildet schon Montelius (1895) sie ab<sup>2)</sup>.

Die Neigung für den Rundbau ist dem Westen bis auf den heutigen Tag verblieben. In entlegenen Gebirgsgegenden Frankreichs, wie in den Cevennen, bei Limogne, im Dezèretale, sieht man vielfach runde steinerne Schutzhütten in den Feldern, die in ganz prähistorischer Art gebaut sind (Taf. XIII). Sie haben einen lichten Durchmesser von etwa 2 m, eine fast 1 m dicke Wand und als Hauptsache ein kegelförmiges, ganz ohne Holzwerk hergestelltes Steindach. Dies Dach ist ein sogenanntes „falsches Gewölbe“. Es ist nicht wie ein echtes durch Bogenspannung hergestellt, sondern durch Horizontalringe von aufeinandergelegten Steinplatten. Die Ringe werden nach oben zu enger, indem jeder über den unteren überragt.

<sup>1)</sup> Déchelette, Manuel I S. 348.

<sup>2)</sup> Archiv f. Anthr. 23 (1885) S. 460.



Abb. 24. Rundhaus mit Mittelstütze. Sabroso, Portugal. Nach Cartailhac.

Den letzten deckt eine große Platte ab und schließt damit die Öffnung. Das ist derselbe Kuppelbau, der durch die Tholen der mykenischen Kultur so sehr bekannt geworden ist. Im Westen sehen wir ihn bei Grabbauten der Stein- und Bronzezeit noch vielfach erhalten. Aber auch für die runden Häuser haben wir ihn voraussetzen, ja mir scheint, daß der runde Grundriß gerade mit dem Wölbdach in ursächlichem Zusammenhange steht. Vorausgegangen ist gewiß das runde Zelt mit einer Stange in der Mitte, das bis ins Paläolithikum zurückzugehen scheint (oben Abb. 3), oder eine Schilfhütte, bei der die zusammengebogenen Rohre Wand und Dach zugleich abgeben<sup>1)</sup>. Übersetzte man die flüchtigen Gebilde in Stein, so mußte man an dem runden Grundriß so lange festhalten, als man das Dach aus Ringen wölbte. Sobald man aber den oberen Abschluß änderte, Balken auflegte, um ein Obergeschos oder ein Holzdach zu bauen, wurde der runde Grundriß lästig und hinderlich und wich alsbald einem viereckigen. So ist's nachher in Kreta geschehen.

Die Burg, der befestigte Wohnsitz oder wenigstens der Schutzplatz für Zeiten der Not, scheint im westeuropäischen Kreise aufgefunden zu sein. Im nördlichen fehlt sie in alter Zeit jedenfalls ganz, und der Donaufreis dürfte sie vom Westen übernommen und dann weiter verbreitet haben. In Spanien sind durch die Gebrüder Siret einige Burgen bekannt geworden, die, ihren Nekropolen benachbart, von ihnen mit aufgenommen und zum Teil auch ein wenig untersucht worden sind. Sie liegen wie die uns vertrauten Volksburgen späterer Zeit hoch auf isolierten Hügeln oder auf Berggipfeln, wo die Natur schon das Beste für den Schutz getan hat. Der Mensch hat dann durch Mauern aus großen Steinen nachgeholfen (Abb. 25).

<sup>1)</sup> Solche Schilfhütten kann man noch heute in Oberitalien vielfach auf den Feldern sehen, bei Vicenza, Padua, Ferrara.

Die Burgen sind nicht groß, die ummauerten von Campos und Zapata sind 20 und 40 m lang, die Höhenfiedlungen von Gatos und El Oficio, die keine Mauer haben, messen 60 und 80 m. Die Form wechselt, da die Mauer sich nach dem Rande

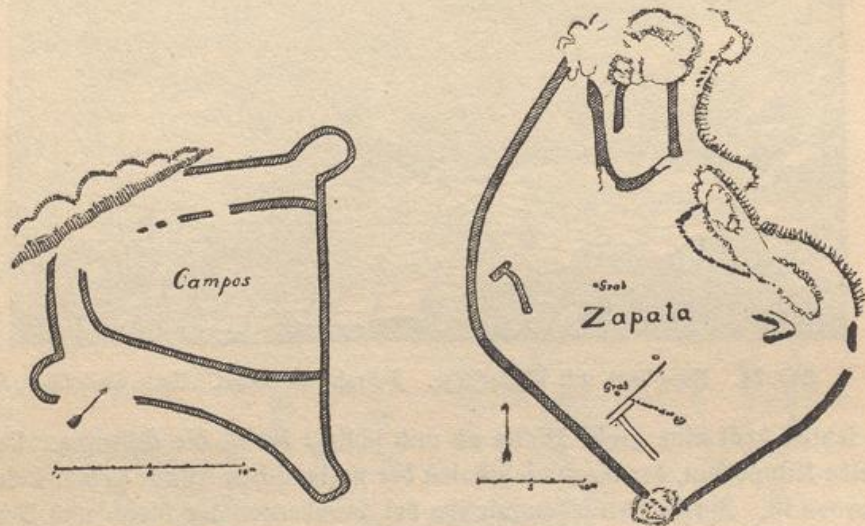
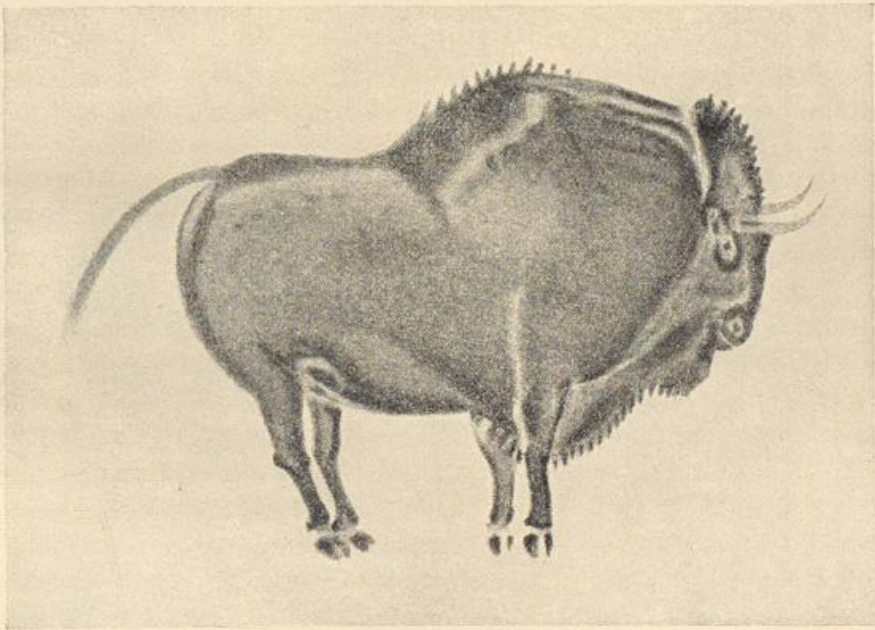
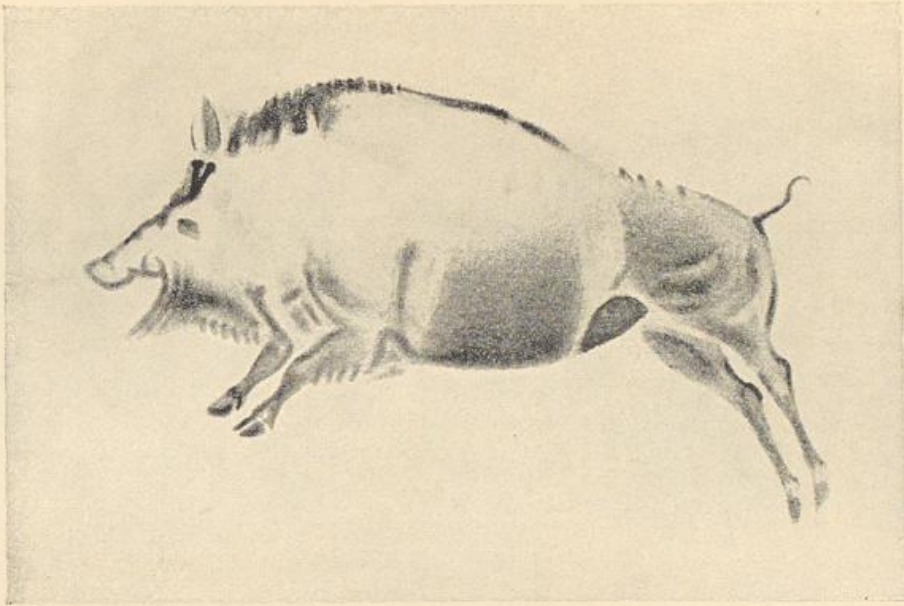


Abb. 25. Spanische Burgen der frühen Bronzezeit. Nach Siret. Ungefähr 1:450 und 1:750

der Hochfläche richtet. Der Grundriß von Campos aber (25 a) mit den zu runden Bastionen auspringenden Ecken gemahnt schon völlig an die Nuragenburgen von Sardinien (Abb. 44). Gebaut ist die Mauer aus kaum behauenen Steinblöcken mit Lehmverband. Die Häuser haben ebenfalls keine feste Form, sie stehen als verschobene Vierecke oder Ovale zumeist an der Burgmauer. Fast regelmäßig findet man Bestattungen in der Burg, so bei Ifre, bei Zapata, bei El Oficio<sup>1)</sup>, und zwar lagen sie, wie sich mehrfach beobachten läßt, offenbar in den Kellern der Häuser.

In Frankreich sind eine Reihe von Burgen schon als steinzeitlich erkannt, aber ebenfalls noch nicht näher untersucht worden. Sie liegen, wie die spanischen, auf hohen, von der Natur geschützten Plätzen. Viele und große finden sich in der Franche Comté; sie haben dort 15, 25, 30 Hektar Fläche. Im benachbarten Jura-gebiet sind sie viel kleiner, oft unter 1 Hektar. Die Burgen in Frankreich haben nicht die Mauern aus großen Steinen wie die spanischen, sondern einfache Wälle, die aber auch zusammengefallene Mauern aus Steinen und Erde sein werden. Das Camp de Chasse, das so reiche Funde in das Museum von Autun geliefert hat, habe ich 1912 von Chaulney, südlich Dijon, aus besucht. Es bildet den Abschnitt einer breiten Höhenzunge; der Querwall sieht nicht anders aus als etwa bei den Burgen aus Cäsars Zeit in Bibracte oder Gergovia. Die Burg Peu Richard

<sup>1)</sup> Siret, Les premiers âges du bronze en Espagne pl. 17, 19, 57, 60.



Eber und Bison

Wandmalereien in der Höhle von Altamira bei Santander.  
Nach Breuil-Cartailhac.



1



2



3



4

Menschenreliefs von Laussel

1. in Berlin  $\frac{1}{5}$ , 2. 3. 4. bei Dr. Salanne in Bordeaux  $\frac{2}{5}$ ,  $\frac{1}{4}$ ,  $\frac{1}{5}$ .

(Charente Inférieure) hat aber zwei stattliche Gräben und dazwischen eine 9—10 m breite Fläche, auf der der Grabenaushub aufgehäuft ist <sup>1)</sup> (vgl. Mayen und Urmitz); und die Burg Catenoy (Oise) hat einen 8 m hohen Wall mit großem Graben davor.

Am besten sind uns einige Burgen im Rheingebiete bekannt, das ja in neolithischer Zeit ganz zum Westeuropäischen Kreise gehört: auf dem Michelsberge bei Bruchsal, bei Mayen, Plaidt und Urmitz. Fast alle haben sie rein westeuropäische Keramik geliefert. Die vom Michelsberge bildet ja sogar das Muster für den ganzen Kreis. Nur in Plaidt herrscht donauländische Bandkeramik. Der Michelsberg ist eine richtige Höhenburg. Mayen und Plaidt liegen auf Schwellungen in welligem Gelände, Urmitz ganz niedrig dicht am Rhein. Dabei stimmen aber Michelsberg, Mayen und Plaidt in der Grundrißform auffällig und auch in der

Größe ziemlich überein. Es sind Ovale, Michelsberg und Mayen von 360 m und 400 m, Plaidt nur von 140 m Länge. Urmitz dagegen ist ein enormer Halbkreis von 1275 m Länge und 840 m Breite. (S. Mayen in Abb. 26.)

Die Gestalt von Wall und Graben ist bei diesen Burgen verschieden. Auf dem Michelsberge ist bisher nur ein Graben festgestellt, der eine obere Breite von 3,50 m und eine Sohlbreite von 2 m hat. Bei Mayen stand 25 m hinter dem Sohlgraben eine Pallisade, kenntlich an der Einsatzspur der Hölzer im Boden, einem Einschnitt von 0,60—1,30 m Breite. Der Graben ist sehr verschieden breit, oben von 3,50 bis 6,30 m, auf der Sohle von 1,40—3,40 m. Der Aushub aus dem Graben war nach beiden Seiten geworfen, so daß der Graben links und rechts von einem Walle flankiert war. Die zahlreichen Unterbrechungen des Grabens zeigen Tore an, die nach den Einsatzspuren im Boden durch Hölzer verrammelt werden konnten.

Bei Urmitz tritt eine Pallisade auf mit zwei Sohlgräben davor (Abb. 27). Zwischen ihr und dem ersten Graben liegen 6 m, zwischen den beiden Gräben 12 m Zwischenraum. Diese große Urmitzer Burg hat noch weit mehr Tore als die Mayener. Mit dem hunderttorigen Theben pflegte Löschke sie zu vergleichen. Auf rund alle 100 m ist der äußere Graben unterbrochen, und der innere dazwischen noch ein- oder zweimal. Dieser Unterschied erklärt sich so: nur die Unterbrechungen im äußeren Graben bezeichnen ein wirkliches Tor; ihnen entspricht

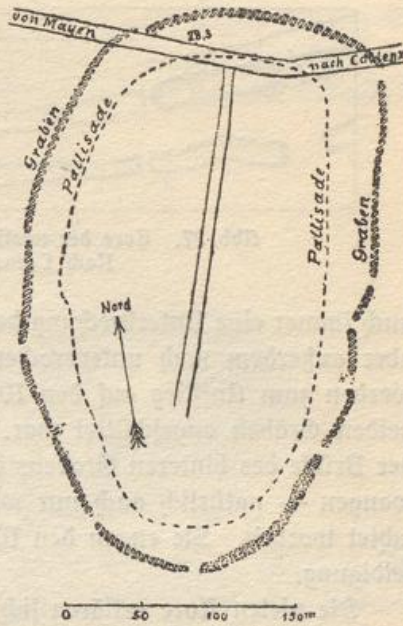


Abb. 26. Plan d. neolithischen Festung bei Mayen i. d. Eifel. Nach Lehner. 1:5000.

<sup>1)</sup> Déchelette, Manuel I S. 370.



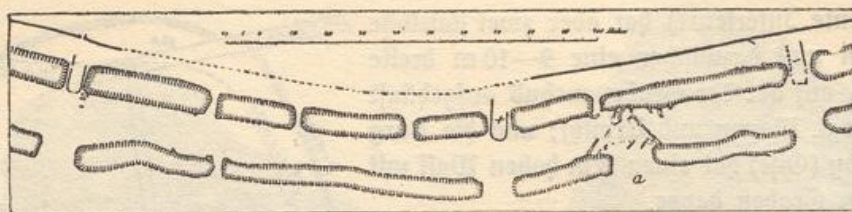


Abb. 27. Tore der neolithischen Festung bei Urmitz am Rhein.  
Nach Lehner. Ungefähr 1:2500.

auch immer eine Unterbrechung des inneren Grabens. Wo dieser innere Graben aber außerdem noch unterbrochen ist, soll damit nur ein Zugang geschaffen werden zum Aufstieg auf den Wall, der auf dem breiten Stege zwischen den beiden Gräben angeschüttet war. Bei den wirklichen Tordurchlässen sind auf der Brücke des hinteren Grabens in einer Reihe von Säulen lange hölzerne Torwangen — natürlich auch nur wieder nach den Einlässen im Boden — beobachtet worden. Sie engen den Weg stark ein und erleichtern damit seine Verteidigung.

Die vielen Tore erklären sich offenbar daraus, das diese alten Volks- und Fluchtburgen in erster Linie zur Bergung des Viehs, des wertvollsten Besitzes der Landbevölkerung, dienen sollten. Wenn der Feind plötzlich herannahte, mußte das Vieh rasch eingetrieben werden. Bei kleinen Burgen der späteren Zeit, die nur ein Tor hatten, hat man aus demselben Grunde dies eine Tor oft fünf mal so weit gemacht als sonst Tore zu sein pflegen. (Gehrdener Burg bei Hannover).

Der Befund innerhalb dieser Burgen war nicht der gleiche. Der Michelsberg wies viele runde tiefe Gruben auf, in denen Hausgerät und öfter auch Hoderleichen lagen. Nach der Analogie von andern Steinzeitplätzen können wir heute sagen, daß es sich um Kellergruben unter den Häusern handeln wird, in denen gleichzeitig auch bestattet wurde. Ähnliches haben wir schon in Spanien kennen gelernt und werden wir weiter sehen bei Frankfurt, an der Donau, in der Troas. Die Häuser selbst standen auf dem Michelsberge über flachen Mulden von 1,50 bis 5 m Durchmesser. Bei den Burgen von Mayen und Urmitz hat der Innenraum außerordentlich wenig Material geliefert. Sie sind also nie längere Zeit bewohnt gewesen, sondern nur als Refugien benutzt worden. Die kleinste der Befestigungen, Plaidt, hat einen einfachen Gutshof enthalten und bietet damit das Beispiel eines befestigten Herrensitzes, wie ihn auch die kleinen spanischen Burgen von Campos, Ifre, Zapata darstellen.

#### Höhlen- und Kuppelgräber

Die Höhlenbestattung des Paläolithikums setzt sich im Neolithikum unmittelbar fort. Ein schönes kugelförmiges Gefäß stammt von einer Bestattung in

der Cueva de los Tayos, einer natürlichen Höhle in der spanischen Provinz Almeria; als Beigaben waren noch einige Steingeräte und Schmußmuscheln vorhanden; von der Leiche war wenig übriggeblieben. Besser war der Befund in

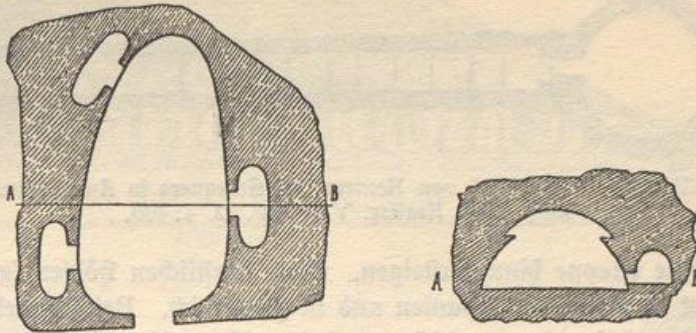


Abb. 28. Felsgrab von St. Vincent, Minorca.  
Grundriß und Durchschnitt. Nach Cartailhac. 1:140.

einer kleinen, nur 1,25 m langen Höhle bei Zapata in derselben Gegend. Sie enthielt zwei Hockerleichen, deren eine einen Kupferdolch mit vier silbernen Nieten bei sich hatte.

In Frankreich kannte G. de Mortillet 1885 schon 117 Höhlen mit neolithischen Bestattungen, und seitdem sollen sie sich noch stark vermehrt haben. Sie sind seltener im Norden, häufiger in der Mitte und im Süden des Landes. Oft sind die Höhlen durch eine rohe Steinmauer geschlossen worden, vor der dann Herde mit reichlichen Speiseabfällen sich finden. Ob sie von Totenopfern stammen oder von den Wohnungen der Lebenden, bleibt zweifelhaft, denn vielfach ist in den Höhlen gewohnt und bestattet worden, bald eins nach dem andern, bald beides gleichzeitig, ganz wie im Paläolithikum. In der Höhle von Aurignac (Haute Garonne) lagen die neolithischen Skelette über den paläolithischen Wohnschichten. In der Höhle Homme Mort bei St. Pierre des Tripiers (Lozère) lagen sieben Herde mit vielem Gerät, Tonscherben und Tierknochen und gegen 50 Bestattungen mit einheitlich dolichokephalen Schädeln. In der Höhle Baumes Chaudes (bei St. Georges de Lévêjac, Lozère) hat man über 300 Skelette gezählt. Dicht bei Belfort enthielten die Höhlen von Cravanche zahlreiche neolithische Hockerleichen. Im Departement Gard ließ sich beobachten, daß die Art dieser Höhlenbestattung ohne wesentliche Änderung auch noch in die Bronzezeit hineinreicht.

Neben den natürlichen Höhlen hat man dann aber vielfach im Lande künstliche in dem weichen Kalkstein zu Bestattungszwecken ausgehauen. Was die Natur versagt oder nicht ausreichend geliefert hatte, schuf sich die Menschenhand. Und zwar in zweierlei Form. In hügeligem Gelände wurde ein Gang in den Berghang geschlagen, so weit, bis sich ein unterirdischer Raum oder mehrere aushöhlen ließen. In ebenem Gelände ging man auf einer Rampe in die Tiefe,

wiederum so weit, bis manns hohe Räume mit natürlichen Felsdecken erzielt werden konnten. Im Prinzip sind beide Anlagen gleich, nur geht man das eine Mal einen ebenen Gang entlang zu der Grabkammer hin, das andere Mal

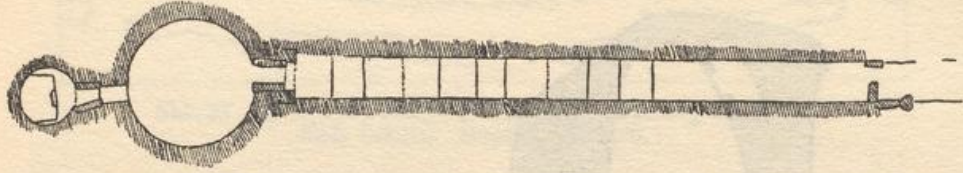


Abb. 29. Kuppelgrab von Komeral bei Antequera in Andalusien.  
Nach Ebert Realleg. VIII Taf. 22. 1:400.

muß man eine Treppe hinuntersteigen. Diese künstlichen Höhlen (grottes artificielles) gibt es vielfach in Spanien und in Frankreich. Bei Palmella, das zur Stufe der schon besprochenen, schön verzierten Keramik gehört, liegt ein durch Treppe zugängliches geräumiges Felsgrab; ähnliche, nur langgestreckt, sind bei Arles, ein rundes bei Primelin (Sinisterre)<sup>1)</sup>.

Unsere Abb. 28 zeigt ein auf ebenem Boden zugängliches Felsgrab bei St. Vincent auf Minorka. Der Hauptraum ist oval und hat ein paar kleine Nebenräume mit engem Zugang, die Decke ist gewölbt aus dem Felsen gehauen.

Ihre höchste Blüte hat die Kultur des Westens erreicht, als die Metalle entdeckt waren und nun Spanien als die Besitzerin der reichsten Kupfer- und Silbergruben begann die benachbarten Länder bis Mitteleuropa hinein mit Rohmaterial und Fertigfabrikaten zu versorgen. Drei Dinge sind es vor allem gewesen, die sich damals von Spanien aus weithin verbreitet haben: die großen Kuppelgräber, der Dolchstab und der Glockenbecher<sup>2)</sup>. Die Kuppelgräber haben die Spanier schon zu einer Höhe gebracht, die nahe an die schönsten mykenischen herankommt. Und dabei lassen die Begleitfunde an Ciempozuelos-Keramik und schönen Kupferdolchen keinen Zweifel, daß es sich um die Zeit von 2000 bis 1800 v. Chr. handelt, daß sie also um Jahrhunderte den mykenischen Bauten vorausfliegen. Das Grab von Komeral hat schon denselben langen Zugang in den Berg hinein, dasselbe tadelose Rund für den Kultraum und die feingeschnittene Grabkammer daneben (Abb. 29).

Wie diese Kultur sich zur See gegen Norden hin verbreitet hat, ist heute am deutlichsten noch in Irland zu erkennen, das sich als urtümliches Weideland erhalten und damit viel Altem und Ältestem Schutz geboten hat. Hier sind die einfachen Steinkreise von 10, 20 oder auch 30 m Durchmesser, die Vorläufer des monumentalen Stonehenge, noch überall anzutreffen (Taf. XIV 1), zuweilen ist auch das Steingrab in seiner Mitte zu erkennen und gelegentlich steht neben diesem auch noch hochragend der Menhir: so auf dem Gute Surneß bei Naes in

<sup>1)</sup> Matériaux XXII 1888, S. 162.

<sup>2)</sup> Zeitschr. f. Ethnologie 1913 (Hubert Schmidt).

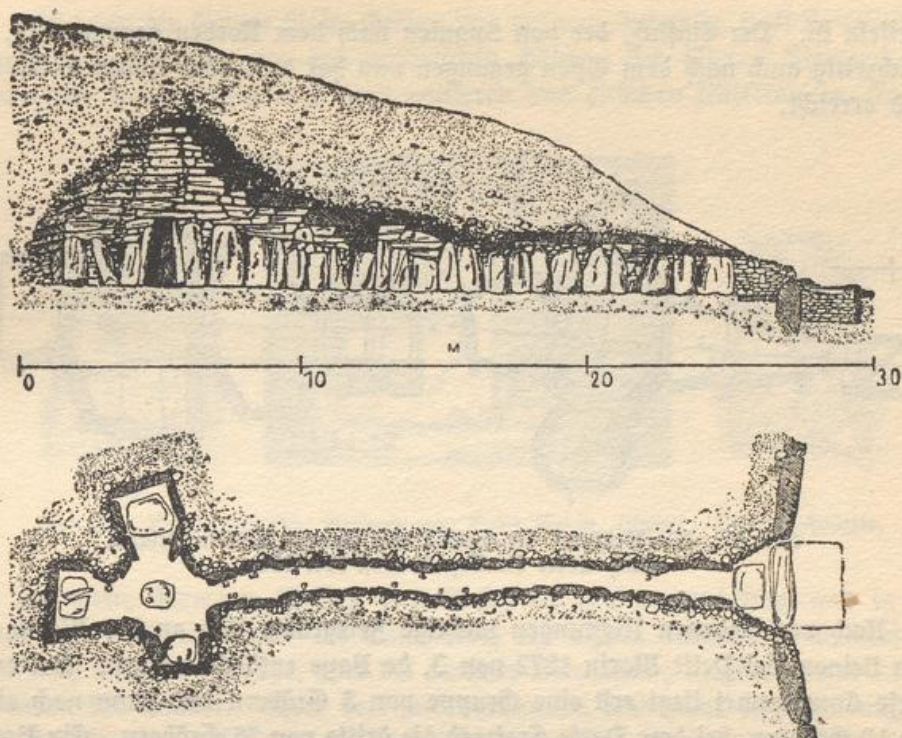


Abb. 30. Kuppelgrab mit langem Zugang. New Grange, Irland.  
Nach S. Müller. Ungefähr 1:300.

Kilarne (südlich Dublin) <sup>1)</sup>. Aber auch das Kuppelgrab ist in Irland vielfältig wohl erhalten, so in ganzen Gruppen bei Loch Crew in der Mitte des Landes und bei Carrow Keel unweit Sligo an der Nordwestküste. Das bekannteste und meistbesuchte ist das von New Grange nördlich Dublin (Abb. 30). Von den vollendeten Formen, die in Spanien erreicht waren, weichen diese provinziellen Nachahmungen erheblich ab, sie sind auch nach den Begleitfunden später als jene, erstrecken sich wohl bis in die Zeit von 1500 v. Chr. Aber durch ihre Urwüchsigkeit und auch Unberührtheit bis in unsere Tage bieten sie manche wertvolle Einzelheit. Bei New Grange führt der Gang lang und eng und niedrig in den Berg. Der Kultraum ist klein und unförmig, aber in seiner Mitte steht noch das große Steinbecken, in das der Opferguß fließen sollte (Taf. XIV 2), und daneben hat auch der Menhir noch gestanden, den man dann leider entfernt hat. Drei Grabnischen legen sich in Kleeblattform um diesen Raum, auch sie unförmig und niedrig zugewölbt. Diese Kleeblattform begegnet in Irland mehrfach; bei Carrow Keel ist sie sorgfältiger gestaltet (Abb. 31) und erinnert nun so sehr an die Formen der Maltabauten (unten Abb. 47), daß an einem Zusammenhang nicht zu

<sup>1)</sup> Plan bei Ebert Realleg. unter „Diskusgrab“.

zweifeln ist. Der Einfluß, der von Spanien nach dem Norden gegangen ist, ist gleichzeitig auch nach dem Osten gegangen und hat dort über Malta Griechenland erreicht.

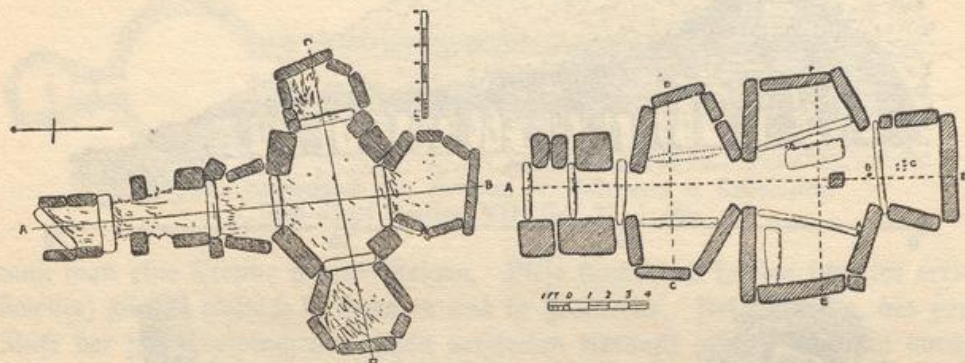


Abb. 31. Kleeblattform der Gräber von Carrow Keel in Irland.  
Nach Ebert Realleg. II Taf. 134. 136.

Nach verschiedenen Richtungen wichtige Felsgräber sind an der Marne in dem kleinen Tal Petit Morin 1872 von J. de Baye entdeckt worden. Bei dem Dorfe Courjeonnet liegt erst eine Gruppe von 3 Gräbern und dann noch eine von 10 Gräbern, bei dem Dorfe Croizard die dritte von 35 Gräbern. Ein Berg-  
hang ist jedesmal für die Anlagen ausgesucht. Ein offener ebener Gang führt hinein, dann folgt entweder erst ein Vorraum und dahinter die Grabkammer oder gleich die Grabkammer. Der Vorraum ist häufig; von den 3 Gräbern der ersten Gruppe haben ihn 2, von den 10 der zweiten 6. Vom Gang tritt man in den Vorraum durch eine ziemlich weite Tür, vom Vorraum in die Kammer durch eine engere, auch steigt man nun gewöhnlich einige Stufen hinunter, da der Fußboden der Kammer gegen 50 cm tiefer zu liegen pflegt als der des Vorraums und des Ganges. Von den Grabkammern mißt die kleinste 1,90: 2 m, die größte 3,60: 3,92 m. Ihre Höhe bewegt sich zwischen 1,10 und 1,70 m. Von den Gräbern hat de Baye eine ganze Anzahl unberührt vorgefunden. In den Kammern lagen dann die Leichen regelrecht in mehreren Lagen geschichtet, oft war auch die Vorkammer und zuweilen noch der Gang zu Bestattungen in Anspruch genommen. Sie lagen fast alle gestreckt, nur ein sicherer Hoder ist beobachtet. Die Beigaben an Muscheln, Pfeilspitzen — darunter viele längs- und querscheidige — und Beilen wiesen alle auf die Steinzeit. Kein Stück Metall hat sich irgendwo gezeigt. Toncherben waren häufig, aber nur ein einziges ganzes Gefäß ist gefunden, ein roh gearbeiteter Eimer von geschweifeter Form<sup>1)</sup>. Der Fußboden und die Schwellen der Gräber sind stark abgenutzt; es muß hier lange Zeit viel Besuch zum Totenkult gekommen sein.

<sup>1)</sup> de Baye, L'Archéologie préhistorique 1880, S. 401.

Ist schon die Anlage dieser Gräber von großem Interesse, weil sie ersichtlich hervorgegangen sind aus den natürlichen Höhlen der älteren Steinzeit und anderseits hinüberleiten nach dem mittleren und östlichen Mittelmeere, wo sich



Abb. 32. Reliefs vor den Gräbern von Petit Morin, Marne. Nach Déchelette.

in Sardinien, Etrurien, Sizilien und Malta die Weiterentwicklung und in den mykenischen Tholosbauten die Vollendung des Typus darstellt, so überraschen uns noch mehr einige rohe, aber bei genauer Betrachtung beredete Bilder an den Wänden der Gräber. Ihrer drei sind vorhanden, und zwar jedesmal nicht in der Grabkammer selbst, sondern an einer Außenwand: zwei befinden sich neben der Tür der Kammer, das dritte neben der Tür der Vorkammer. Es sind wunderliche Gebilde, die unser Gefühl sich heftig sträubt als menschliche Gestalten anzuerkennen, und bei denen wir immer wieder fragen, wie man dazu gekommen sein soll, die Menschenfigur in solch einen Klumpen zu verwandeln. Aber die allgemeine Meinung der Gelehrten geht sogar dahin, daß hier noch etwas Höheres als ein Mensch dargestellt sei, nämlich eine Göttin, die „geschmückte weibliche Grabgöttheit“, die „Herrscherin im Totenreiche“<sup>1)</sup>. So müssen wir der Frage doch ernsthaft nähertreten (Abb. 32).

Für die Darstellung ist jedesmal eine flache Nische, oben rundlich abschließend, in die Wand gehauen. Die Höhe beträgt nur 44—49 cm. Die Andeutungen des Menschlichen sind auf dem vertieften Grunde im Relief stehengelassen. Als Hauptstück davon zieht sich oben von der Mitte ein Zapfen herunter, der die Nase bedeuten soll, denn einmal sind zwei Augen neben ihn eingebohrt, und ein andermal ist ein kleiner Mund daruntergesetzt. Von der Schulter der Rundnische ziehen sich sodann halbkreisförmige Bänder herab, offenbar Halsbänder. Zweimal sind sie einfach und haben in der Mitte eine dicke längliche Perle, die bei 32 b gelbbraun angemalt ist, also vielleicht Bernstein bedeuten soll; das dritte Mal liegen die Bänder vierfach. Bei der Hauptdarstellung a hängt von der Mitte

<sup>1)</sup> Nach Broca, Bellucci, Déchelette: *Hoernes, Urgesch. d. bild. Kst.* 1915, S. 220 ff.

ein T-förmiger Gegenstand herab, der sicher ein geschäftetes Steinbeil ist. Oben rechts ist das Beil durch scharfe Trennungslinie und schwarze Bemalung deutlich vom Stiele abgehoben. Bei der zweiten Skulptur b sind unter der Halskette

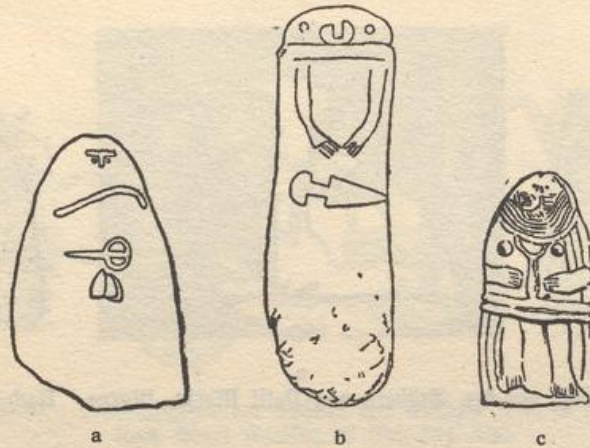


Abb. 33. Menhirfiguren. a Collorgues (Gard), b Sivizzano b. Genua, c St. Sernin (Aveyron).

zwei Brüste dargestellt. Damit ist diese Figur und nur sie als weiblich charakterisiert. Das Beil bei der ersten Figur ist so angebracht, als ob es am Gürtel hänge. An derselben Stelle sitzen (Abb. 33 b) bei zwei ganz ähnlichen Figuren aus Sivizzano bei Genua Dolche, und diese Figuren haben keine Brüste; ihre an derselben Stelle gefundene Schwesterfigur aber hat Brüste und keinen Dolch<sup>1)</sup>. Und ebenso ist es in Südfrankreich. Eine männliche Figur aus Collorgues ist mit einem Bumerang gerüstet (Abb. 33 a), eine weibliche von St. Sernin nur in einen weiten Mantel gehüllt, (Abb. 33 c).

Die weiblichen Figuren in diesen Darstellungen sind also unbewaffnet, und die Bewaffnung deutet auf Männer. Folglich haben wir in der ersten Darstellung von Petit Morin, der mit dem Steinbeil, einen Mann zu erkennen, in der zweiten mit den Brüsten eine Frau, in der dritten mit den vier Halsketten, ohne Brüste und ohne Waffe, wieder eher einen Mann als eine Frau. Die einheitliche Deutung der Darstellungen auf eine weibliche Gottheit wird damit hinfällig, und das Natürliche, an das man vorurteilsfrei wohl auch zuerst denken würde, tritt in seine Rechte: daß nämlich vor der Tür des Grabes der oder die Verstorbene dargestellt sei, den die Besucher der Stätte hier verehren wollten. Wir sahen, daß schon in dem paläolithischen Abri von Laussel die menschlichen Darstellungen wahrscheinlich die Bilder der Verstorbenen an der Bestattungsstelle sind, wir werden weiterhin sehen, wie es im südlichen Kreise, in Malta, in Kreta, in Ägypten, in Griechenland alte und bleibende Sitte gewesen ist,

<sup>1)</sup> Hoernes, Urgesch. d. bild. Kst. 1915, S. 219, 1—3.

## Dolmen

einen Seelensitz oder ein Bild des Toten bei seinem Grabe anzubringen, und wie gerade die Vorkammer des Grabes zu seiner Verehrung bestimmt ist. Damit werden wir auch in Petit Morin die Reliefs als Darstellungen von Verstorbenen und nicht als Gottheiten auffassen. Warum sie aber in so merkwürdiger kompakter Form gebildet sind, läßt sich nur verstehen aus der Entwicklung des Grabkultus im Neolithikum. Es hat zuerst ein hoher Stein, Menhir genannt, am Grabe gestanden, nicht als rohes Abbild des Verstorbenen, sondern nur als Seelenthron, auf dem die im Luftraum sich bewegende Seele einen Ruhesitz finden sollte. Dann hat man angefangen, in dem Steine selbst das Abbild des Verstorbenen zu sehen und ihm einige menschliche Züge gegeben, und dieses Symbol des Verstorbenen, wie es am Menhir sich entwickelt hatte, ist dann auch im Relief vor den Gräbern angebracht worden. Eine ganz ähnliche Entwicklung vom Sündlingsstein auf dem Grabhügel zur rohen Menschenfigur ist noch 3000 Jahre später bei den Slaven und alten Preußen in Osteuropa zu beobachten.

## Dolmen

Waren die künstlichen Höhlen, wie bei Petit Morin, ersichtlich aus den natürlichen erwachsen und damit in direkter Abfolge mit dem Paläolithikum verbunden, so erscheinen die großen Steingräber, bei uns gewöhnlich „Megalithgräber“ oder „Hünenbetten“, in Frankreich mit feltischem Ausdruck „Dolmen“ genannt, auf den ersten Blick als etwas Neues und Fremdes. In der Tat hat man sie zumeist als anderswo erfunden und nach Frankreich eingeführt betrachtet. Als eine der bezeichnendsten Ausprägungen nordischer Kultur, meinten die einen, seien die Dolmen über den Westen in das Mittelmeer gewandert. An der afrikanischen Küste entlang hätten sie Syrien und von da aus Indien, ja schließlich Ostasien erreicht. An diesem Dolmenwege könne man die Ausbreitung der Indogermanen von ihrer nordischen Heimat aus verfolgen. Andere aber wollten umgekehrt die Dolmen von Ägypten ausgehen lassen und sie über Tunis und Algier, Portugal und Frankreich nach dem Norden führen, und sie sahen in dem so angenommenen Wege den starken Beweis dafür, daß schon die erste nordische Betätigung von den alten Hochkulturen Ägyptens und Nordasiens aus angeregt worden sei (Montelius).

Die Megalithgräber sind im nordischen Kreise vielfach besser und reicher erhalten als sonst. Wir werden sie deshalb dort hauptsächlich zu behandeln haben. Das Wichtigste über ihre Art und ihre vermutliche Entstehung soll aber innerhalb des Rahmens der französischen Denkmäler hier schon gesagt werden.

Die Lehrmeinung, die man aufgestellt hat, die ältesten Dolmen seien kleine frei stehende Steinkammern gewesen, in einer zweiten Periode habe man sie bis zu den Deckplatten mit Erde überschüttet und erst in einer dritten die inzwischen stark gewachsene Kammer ganz unter einem Hügel verborgen, in den nun ein



langer Gang zu ihr hineinführte („große Ganggräber“) — diese Lehrmeinung ist falsch. Sie ist im Studierzimmer erdacht und findet in einer umfassenden Beobachtung an den draußen stehenden Denkmälern keine Stütze. Die Kammern haben vielmehr alle von Anfang an unter einem völlig deckenden Hügel gelegen. Bei der oft wiederholten Behauptung, ein kleiner Dolmen finde sich auf einem Hügel errichtet, in den seine Steine jetzt stark eingesunken seien, hat man übersehen, daß der Hügel eine künstliche Aufschüttung ist, die ursprünglich die Kammer verhüllte, um dann im Laufe der Zeiten allmählich auseinanderzufließen. Beweise dafür lassen sich bei jeder ordentlichen Ausgrabung erbringen. Wo immer eine bestimmte Landschaft bis auf die letzten Spuren ihrer Steingräber abgesucht wurde, hat sich ergeben, daß die Kammern ursprünglich alle von einem Hügel überdeckt gewesen sind <sup>1)</sup>.

Dies Hügelmoment ist ausschlaggebend für die Bedeutung und Herkunft der Megalithgräber. Sie sind nichts anderes als die Nachahmung der „künstlichen Höhlen“, und könnten somit „überkünstliche“ genannt werden. In Gegenden, wo sowohl der leicht zu schneidende südfranzösische Kalkstein wie der leicht zu stechende norddeutsche Sand fehlte: in der granitene Bretagne, ließ sich weder in den aufsteigenden Berg, noch in den flachen Boden ein Grab einschachten. Wollte man an der vorhandenen Tradition festhalten, so blieb nichts übrig, als einen künstlichen Hügel zu errichten und ihn in die hergebrachte Grabkammer einzubauen. So erklären sich die kleinen Dolmen wie die großen Ganggräber und was für Arten man etwa sonst noch unterscheiden will. Es sind oft ganz riesige Hügel aufgeworfen, bald aus Erde, bald aus Steinbrocken, wie das Gelände es herab, nur um Grabkammern mit ihren Nebenräumen und Gängen darin anzulegen. So bildet bei Carnac in der Bretagne das Wahrzeichen der Gegend der Mont St. Michel, auf dem schon ein römisches Tempel stand und heute eine Kapelle mit allerhand Nebengebäuden thronet. Er ist ein aus Steinmaterial aufgeworfener Hügel von etwa 50 m Länge und 10 m Höhe (Taf. XV 1). In seinem Innern ist ein großes Mittelgrab mit vielen kleinen Gräbern umher festgestellt. Die Wände der Gräber sind aus Steinen aufgemauert und die Decke ist in „falschem Gewölbe“ durch Vorfragen von Steinplatten hergestellt. Die ganzen Grabungen sind unterirdisch, bergmännisch ausgeführt, und zu ihrer Besichtigung ist ein schleifenförmiger Stollen im Berge offen gehalten worden <sup>2)</sup>.

Ähnliche Berge, die man nur mit Widerstreben als künstlich anerkennt, begegnen im westlichen Kreise öfter. In der Salisbury Plain, südlich von Stone-

<sup>1)</sup> Le Rouzic, Direktor des Museums in Carnac, Les monuments megalitiques de Carnac etc. p. 25: „Tous ces monuments, dolmens, allées couvertes, étaient incontestablement recouverts de tumulus, et ne sont aujourd'hui que les charpentes de monuments détruits.“ Für Norddeutschland H. Müller-Brauel, Prähist. Ztschr. II, S. 214, für Nordafrika Leo Stobbenius, Prähist. Ztschr. VIII, S. 29.

<sup>2)</sup> Le Rouzic a. a. O.

henge, liegt der Tilbury Hill von ähnlichen Abmessungen wie der St. Michel bei Carnac, nur kegelförmiger gestaltet, auch entschieden ein Grabhügel. Das sehr bekannte Ganggrab bei New Grange in Irland hat einen Hügel von 115 m Durchmesser über sich, das auf der Insel Gavrinis an der Bretagneküste einen Hügel von 60 m Durchmesser und 9 m Höhe.

Die Megalithgräber, große und kleine, zeigen im wesentlichen eine einheitliche Bauart. Große Steine oder Steinplatten, hochkant gestellt, bilden die Wände (XV 2). Kleine Steine mit Lehm füllen die verbleibenden Lücken. Ein starker Unterschied liegt nur darin, daß die Kammer einmal rundlich gehalten und dann von einem falschen Gewölbe geschlossen ist, das andere Mal viereckig und von einer oder mehreren großen Platten flach überdeckt. Welcher von diesen beiden Typen der ältere sei, ist in Frankreich nicht auszumachen. Im Norden hat Montelius nach den Grabfunden beobachtet, daß die rundliche Form mit Zuwölbung der andern vorausgeht. Ist das richtig, so zeigt es wohl, daß man zuerst die westeuropäische Rundhütte — der auch die künstliche Höhle entspricht — dann das nord- und mitteleuropäische Rechteckhaus als Vorbild vor Augen hatte.

In Frankreich knüpfen die Dolmen noch in anderer Weise mannigfach an die alten Höhlen an. Des öftern findet sich vor der Grabkammer ein Vorraum, und es tragen die Wand- und wohl auch die Deckensteine der Gräber figürliche oder geometrische Darstellungen. Außer an den Eingangspfosten der Kammer ist einmal die Andeutung einer weiblichen Gestalt mit Augen, Nase, Brüsten und einer vierfachen großen Brustkette ganz in dem Stile der Menhirfiguren von Petit Morin angebracht. Ein paarmal ist an Wandsteinen im Grabe ein gestieltes Beil eingemeißelt, wohl als symbolische Beigabe für den dort bestatteten Toten. Sehr häufig ist ein ganzer Stein oder auch mehrere nebeneinander mit geometrischen Mustern überzogen. Man hat in ihnen zuweilen verzerrte menschliche Gestalten, zuweilen auch Schriftzeichen erkennen wollen. Beides ist müßig. Die Muster bestehen fast immer aus Motiven des Flechtens oder Webens oder des Benähens mit Schnüren. Sie sollen also Teppiche vorstellen, die man an der Wand hinter diesem oder jenem Toten aufgehängt hatte, in derselben Weise, wie die schönste steinzeitliche Grabkammer Thüringens, die von Göhlißsch bei Merseburg, ihre Wände dicht mit farbigen Teppichmustern bedeckt und an einer Stelle auch den Bogen und Köcher des bestatteten Mannes angebracht hatte (Taf. XXVI. 2). In Irland sind dieselben Verhältnisse zu beobachten und auch in Spanien hat kürzlich (1934) Dr. G. Leisner die Teppichmuster festgestellt.

Bei manchen Steinkammern zeigt sich ein merkwürdiges, etwa kopfgroßes Loch rund und sauber durch den unteren Teil einer Wandplatte gemeißelt (XXV). Das „Seelenloch“ hat man es genannt nach der im alten Volksglauben weitverbreiteten Anschauung, daß die Seele zuzeiten das Grab verlassen wolle, um sich in der Luft frei zu bewegen, um als Vogel in der Sonne zu sitzen und von den Früchten des Feldes zu picken. Besonders in Ägypten tritt uns dieser Glaube

lebendig entgegen. Während das Loch im nördlichen Kreise selten ist, ist es im westlichen häufig. In Frankreich hat man es in der Oise-Gegend unter 30 Steingräbern 13 mal beobachtet. Da das Rheinland zur westeuropäischen Kultur gehört, ist es von da auch in angrenzende deutsche Teile gedungen, ebenso wie der Menhir.

### Der Menhir

In denselben Kreis des Seelenglaubens führt eine andere Eigentümlichkeit von Westeuropa, der Menhir. Es ist ein hochragender einzelner Stein, gewöhnlich 4—5 m hoch, oft aber beträchtlich höher. Er steht heute meist ganz allein oder liegt umgefallen am Boden. Die einzige Beziehung, die sich hier und da erkennen läßt, ist die zu den Dolmen. Besonders in der Bretagne zeigt sich das. Ausgrabungen, die Paul du Chatellier hier um viele Menhirs herum gemacht hat, haben jedesmal Asche mit Tierknochen, kleinen Geräten und Topfscherben geliefert. Er rechnet deshalb die Menhirs zu den Gräbern und besonders zum Totenkult. Andere möchten vielmehr religiöse Symbole, primitive Idole in ihnen sehen. Speziell an eine älteste Verkörperung des Merkur, des späteren gallischen Hauptgottes, hat man gedacht. Vorsichtige Leute wie Déchelette<sup>1)</sup> sagen: „la véritable destination des menhirs demeure problématique.“

Einige Wanderungen in der Bretagne im Herbst 1912 haben mich zu Menhirverhältnissen geführt, die noch unbeachtet waren. Beim Dorfe Kerleskan, eine Stunde nordöstlich von Carnac, mündet eine der schönsten Steinalleen in einen großen Cromlech (Abb. 34). Neben dem Cromlech erstreckt sich, seine ganze rechte Seite bedeckend, ein langes Hünenbett, und am Kopfende dieses Hünenbettes steht ein 4½ m hoher Menhir (XVI 1). Er steht genau in der Längsachse des Grabes und nur wenige Meter von seinem Fuße entfernt. Bei einem kleineren Grabe im Weichbilde von St. Pierre de Quiberon fand ich dasselbe Verhältnis. Im Garten eines kleinen Landhauses am Meere liegt ein ovales Hügelgrab, anscheinend unberührt, 15 m lang und 8 m breit; an seinem westlichen Ende, 12 m vom Grabfuße entfernt, steht ein derber Menhir von 3 m Höhe. Ein drittes und viertes Beispiel sah ich in Locmariaquer, dem Brennpunkt der schönsten Megalithdenkmäler von ganz Frankreich. Nordwestlich vom Orte birgt sich in hochgewachsenem Ginster ein 110 m langes Hünenbett, und an seinem südlichen Kopfende liegt, vom Blitze einst in fünf Stücke zerschmettert, der größte Menhir, den es überhaupt gibt. Er war 20½ m lang. Seine Stücke liegen, wie sie gefallen sind. So läßt sich der alte Standpunkt des Riesen noch genau erkennen. Er befindet sich wieder in der Achse des Langgrabes, unmittelbar an dessen Fuße. Das Grab ist zum Teil ausgegraben. In seinem Innern haben sich zwei Kammern gefunden. Bei der vorderen war zu erkennen, daß ihr Eingang nach dem Menhir

<sup>1)</sup> Manuel I S. 438.

zu gerichtet ist. Südwestlich von Locmariaquer ragt der Grabhügel Mane er Broek als weithin sichtbarer Kegelberg von 85 m Durchmesser und 9 m Höhe auf. Auch hier hat die Grabung die Kammer in der Mitte des Hügels auf dem alten ebenen Boden freigelegt. Man kann zu ihr hinuntersteigen und sieht, daß ihr Eingang gegen Südwesten gerichtet ist. In dieser Richtung liegt auch, 10 m vom Hügel entfernt, an der heutigen Straße hingestreckt, ein 9 m langer Menhir, der sicher zu dem Hügel gehört hat.

Diese Fälle zeigen wohl klar, um was es sich handelt. Der Menhir gehört schon ebenso zum Grabe, wie später in Griechenland die Stele. Wo die Tür des Grabes zu erkennen ist, richtet sie sich gegen den Menhir. Sollen wir ihm, nach der Erfahrung mit dem „Seelenloch“, nicht dieselbe Bedeutung zutrauen, die die spätere Grabstele hat als ἕδος τῆς ψυχῆς, als Ruheort der im Luftraum sich bewegenden Seele? <sup>1)</sup> Man denke an die ragenden Steine des bemalten kretischen Sarkophages, auf denen Vögel sitzen, während vor ihnen geopfert wird (XX). Hier ist dem bloßen Steine das ursprünglich unsichtbar Gedachte schon lebendig hinzugefügt. Die Menge der Menschen wird auf die Dauer von einer rein geistigen Vorstellung nicht befriedigt, und je mehr ein Volk mit Phantasie begabt ist, gestaltend denkt und empfindet, um so mehr verlangt sein Auge nach dem Bilde. Ist es da verwunderlich, wenn man im Westen schon früh begann, dem Steine, vor dem man opferte, einige Züge des Verstorbenen zu verleihen? In Frankreich haben sich aus der Steinzeit etwa ein Duzend „Menhirstatuen“ gefunden, ungefähr mannsgroße Steine von abgerundeter Kegelform, die Augen und Nase, Halsbänder und zuweilen auch unbeholfene, in Relief angedeutete Arme und Beine haben. Ohne Zweifel sind diese Figuren die Vorbilder gewesen für die ganz gleichförmigen Reliefs in den Gräbern von Petit Morin (oben Abb. 32. 33), deren Umriß schon gar nicht anders zu erklären ist. Die Rohheit solcher Darstellungen steht weit ab von der glänzenden Naturbeobachtung der kleinen Menschengestalten in den paläolithischen Höhlen. Sie ist verschuldet durch die Gebundenheit an die Form des Menhirsteines, den die fromme Überlieferung lange nicht aufgeben wollte.

Aristoteles berichtet von den Iberern, sie hätten die Gewohnheit, um die Gräber ihrer Edlen so viele „Obeliskten“ aufzustellen, als der Betreffende Feinde erlegt habe. Mit solchem Verfahren soll dem Verstorbenen offenbar derselbe Dienst erwiesen werden, den Achill dem Patroklos durch das Schlachten von zwölf Trojanern leistet. Die aufgestellten Steine sollen die Seelen der toten Feinde heranziehen und sie ihrem Überwinder für die Unterwelt dienstbar machen. Da die Iberer das Hauptvolk des europäischen Westens sind, dürfen wir die Notiz direkt zur Erklärung unserer Menhirs benutzen.

<sup>1)</sup> Vgl. Weidner, Der Seelenvogel S. 6 ff.

## Die Steinalleen in der Bretagne

Eine scheinbar massenhafte Menhirverwendung zeigen die großen Steinalleen in der Bretagne um das Dorf Carnac herum. Fünf, sieben, neun, ja dreizehn parallele Reihen von Steinen, die Steine nur wenige Meter voneinander gestellt, ziehen sich langhin, gelegentlich über einen Kilometer weit. Ob die Steine hier auch einzeln eine Bedeutung haben, mag noch offene Frage bleiben, zunächst handelt es sich darum, was das Ganze vorstellt. Nach der verbreitetsten Meinung sollen es astronomische Linien sein, mit denen man die verschiedenen Merkpunkte der Zeitrechnung hätte festlegen wollen. Die einen sollen den Sonnenaufgang zum Sommer- oder Wintersolstitium bezeichnen, andere den Sonnenuntergang zu diesen Zeitpunkten; weitere Sonnenauf- oder Untergang zu den Tag- und Nachtgleichen. Wo das noch nicht ausreicht, darf man Zwischenpunkte zwischen den Solstitien und den Tag- und Nachtgleichen annehmen, so daß das ganze Jahr in acht gleiche Teile geteilt wäre, und schließlich könne noch mit dem Auf- und Untergang gewisser Sterne gerechnet werden, wie besonders dem des Arkturus. Geringe Abweichungen von 1—4° von der theoretischen Richtung seien dabei der Unbehilflichkeit der alten Zeit überall zugute zu halten, — kurz, es kann kaum eine Linie geben, die sich nach diesem schmiegsamen System nicht irgendwie astronomisch deuten ließe<sup>1)</sup>.

Bei meinem Aufenthalt in der Bretagne 1912 sah ich, wie diese wunderlich kühne Ausdeutung der Steinlinien sich erklärt. Es war von keiner einzigen ein genauer Plan vorhanden. Man hatte immer nur Teile von ihnen gesehen und diese nach dem flüchtigen Augenschein für schnurgerade gehalten. Man hatte auch nicht erkannt, daß die Steinalleen gar nicht für sich selbst dastehen, gar nicht die Hauptsache der ganzen Anlage sind, sondern daß sie nur dienende Glieder sind, indem eine jede hinführt zu einem Cromlech, einem großen runden Plaze, neben dem mehrfach noch stattliche und offenbar zu ihm gehörige Gräber liegen. Ich habe deshalb damals 14 Tage darangesetzt, um von den wichtigsten Anlagen um Carnac: bei Menec, Kermario, Kerleskan, Plouharnel, Erdeven, St. Barbe, St. Pierre Planaufnahmen zu machen, und kann auf dieser Grundlage nunmehr folgendes sagen. Die Alleen haben sich jedesmal ein sanft ansteigendes Gelände ausgesucht, das sie hinaufziehen. Sie beginnen unten mit kleinen, kaum 1 m hohen Steinen und verwenden nach oben zu immer größere, bis zu 3 und 3½ m hohen Blöcken. Die Steine einer Linie stehen immer ziemlich gleichmäßig 2—3 m, die größeren auch mehr Meter voneinander. Die Steinreihen haben unter sich einen Zwischenraum von 4—5 m, kommen oft aber näher zusammen oder gehen weiter auseinander. Es sind ihrer zwischen 7 und 13. Die Alleen sind sehr verschieden lang. Kermario I mißt nur 200 m und ähnlich

<sup>1)</sup> Am kräftigsten vertreten in dem Buche von Sir Norman Lockyer, *Stonehenge and other British stone monuments astronomically considered*. London 1909.

St. Barbe und St. Pierre, während Menec auf etwa 1 km und Kermario II und Kerleskan mit dem zugehörigen Petit Menec sogar auf mehr als 1½ km kommen. Je länger die Anlagen sind, um so deutlicher tritt hervor, wie die Linien bald in erkennbarer Absicht, bald launenhaft sich verziehen. Bei Kermario II machen sie von dem Gehöft La petite Métairie an eine leise Schwenkung, um den Windmühlenhügel bequemer zu ersteigen. Bei Menec liegt im ersten Teile ein starker Bogen, als ob man von der Straße, die hier in der Senke nicht weit von der heutigen gelaufen sein muß, nicht in allzu spitzem Winkel abzweigen wollte; und aus demselben Grunde, mit Rücksicht auf einen besseren Straßenanschluß, scheint die Allee von Kerleskan in ihrem Beginn den starken Bogen zu machen. An ihrem Ende scheidet diese Allee ihre bis dahin näher zusammengehaltenen Linien strahlenförmig auseinander, damit sie die breite Front des Cromlechs voll erreichen (Abb. 34). Neben diesen Richtungsänderungen, die alle Reihen der Allee vornehmen, stehen andere, die bald diese, bald jene Reihe allein sich erlaubt, indem sie ohne ersichtlichen Grund sich der rechten oder linken Nachbarin anzuschmiegen sucht. Grabungen, die vielfach an einzelnen Steinen der Reihen gemacht sind und bei denen man Bestattungen oder Opfer zu finden gedachte, haben kaum je zu irgendwelchem Ergebnis geführt.

Der Cromlech (keltisch = krummer Stein, Rundstein) ist nur bei Menec, Kermario I, Kerleskan und St. Barbe deutlich oder in Teilen erhalten. Er hat jedesmal eine gerade Frontwand mit etwa halbkreisförmiger Fläche dahinter. Die Steine seiner Einhegung schließen immer dicht zusammen. Die Front des kleinsten Cromlechs Kermario I mißt 72 m, die der größten Kerleskan und Menec 90 und 150 m, so daß hier die Flächen ½ und 2½ Hektar groß sind. Bei Menec stehen mehrere Gehöfte in dem Cromlech.

Bei Kerleskan liegt rechts neben dem Cromlech, seine Schmalseite ganz begleitend, ein schönes, langes Hünenbett mit einem 4½ m hohen kräftigen Menhir an seinem westlichen Kopfende. Unsere Abb. 34 gibt den Plan und Taf. (XVI 1) den Menhir. Ob an der andern Schmalseite des Cromlechs sich etwa auch ein solches Grab befand, ist nicht erkennbar, da hier heute ein großer Bauernhof unmittelbar anschließt. Bei Kermario II, wo der Cromlech zwar nicht erhalten, aber aus dem gleichzeitigen Aufhören aller Steinreihen mit sehr großen Blöcken sicher zu erschließen ist, liegt links neben ihm ein wohlerhaltenes Steingrab, und rechts im Felde soll ein anderes noch vor wenigen Jahrzehnten in Teilen vorhanden gewesen sein. Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß diese Gräber zu dem Cromlech gehören. In den Cromlechs selbst soll, wie Le Rouzic versichert, nie eine Bestattung gefunden sein, wohl aber häufig Holzkohle, auch hier und da ein Steingerät.

Die langen Steinalleen laufen durch ein Gelände, in dem schon Gräber vorhanden waren. Sie schreiten mehrfach über solche Gräber hinweg. Am deutlichsten ist das im Beginn der Allee von Kermario II. Hier liegt ein flacher ovaler

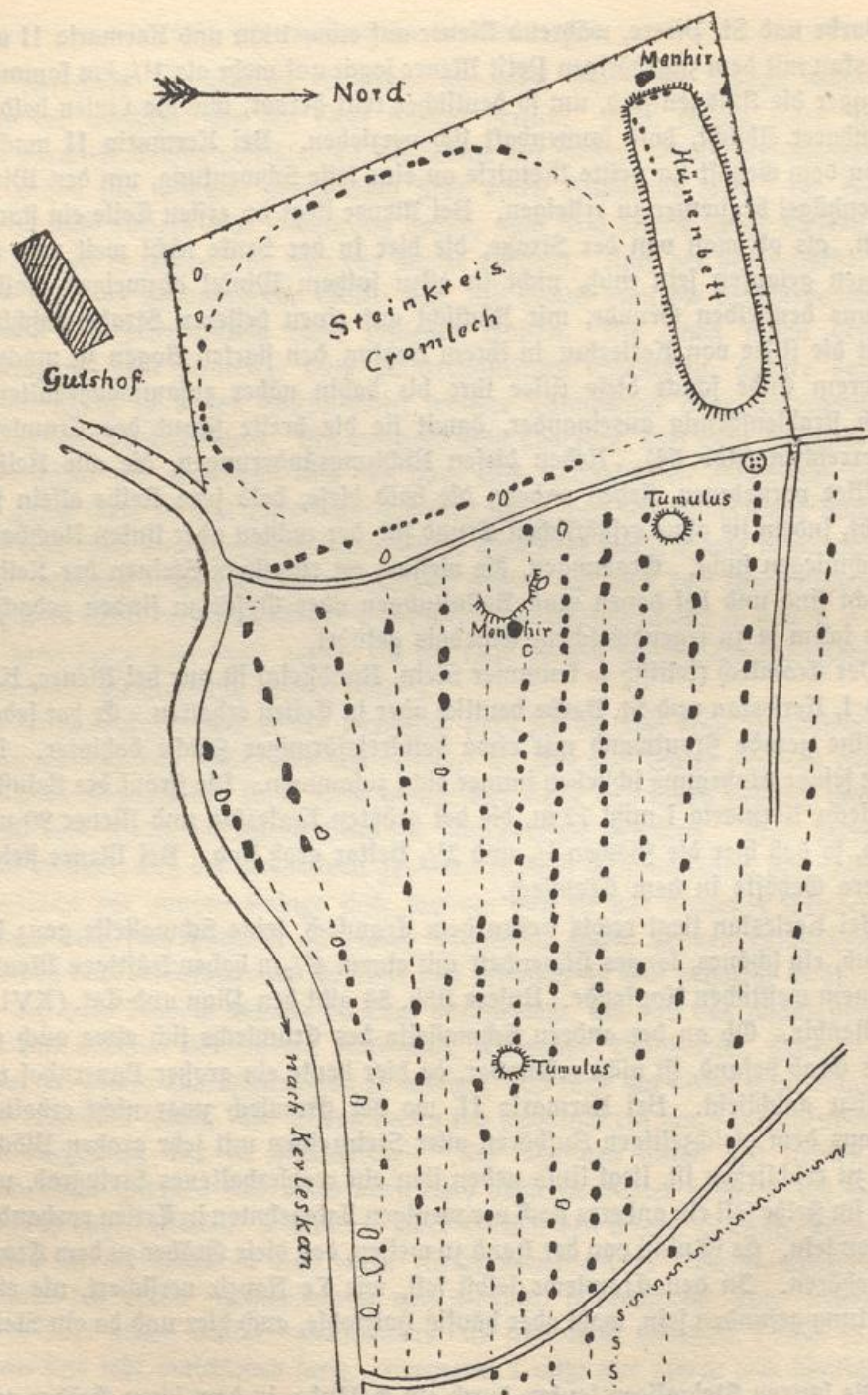


Abb. 34. Steinallee mit Cromlech und Langgrab bei Kerleskan, Bretagne.  
1:1600.



1



2



3



Menschliche Statuetten.

1. von Brassempouy  $\frac{1}{1}$ , 2. von Mentone  $\frac{1}{1}$ , 3. von Willendorf  $\frac{2}{3}$ .





1



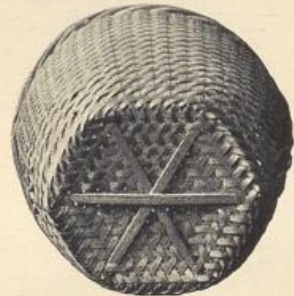
2



3



2a



3a



4



5



6



7

Körbe, Kürbisse und Straußenei

1—3. Japan, Kestner-Museum, Hannover, 4—7. Afrika, Berl. Museum.

Hügel von 36 m Länge und 27 m Breite, und an seinem östlichen Kopfende steht noch der 3 m hohe schlanke Menhir. Er ist in eine Steinreihe einbezogen, aber seine Größe hebt ihn völlig aus ihr heraus, denn seine Genossen, die im übrigen

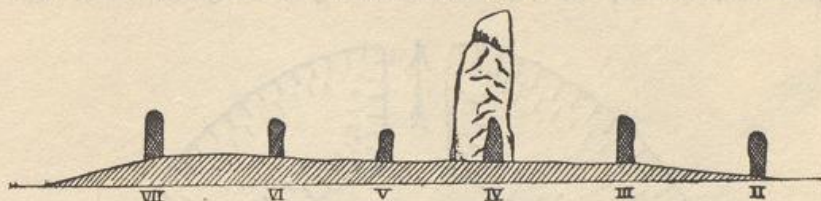


Abb. 35. Die Steinallee von Kermario II überschreitet einen alten Grabhügel mit Menhir. Querschnitt 1:200.

die Linie bilden, ragen kaum über 1 m hoch auf (Abb. 35). Ähnlich sind im letzten Teile der Kerleskan-Allee kurz vor dem Cromlech ein paar flache Rundhügel zu erkennen und neben einem, zwischen Reihe VII und VIII, 27 m vor der Front des Cromlechs, steht noch der dicke Menhir. An seiner Gestalt würde man ihn hier kaum erkennen, weil die Reihensteine so dicht am Ziele fast ebenso groß sind wie er; aber er steht außer der Reihe (Abb. 34).

Das Gesamtbild, das diese Beobachtungen ergeben, ist das einer großartigen Anlage für den Totenkult. Neben den Gräbern, die stattliche Megalithbauten sind, liegt ein Festplatz, der Tausende von Menschen zu fassen vermag, und zu ihm führt eine breite Steinallee, die ersichtlich von der Landstraße ausgeht. Es ist, als wollte sie die Festbesucher an der Straße aufgreifen und ihnen den Weg weisen zu dem Festplatze. In Ägypten führen ähnliche Straßen vom Nil zu den abseits liegenden Grabpyramiden, um die zu Schiff Ankommenden in einer Empfangshalle aufzunehmen und dann auf gedecktem Wege zu geleiten. An der kleinasiatischen Küste wird in Nauchochos der Ankömmling ähnlich empfangen und durch eine Statuenallee zum Apollotempel von Didyma geführt.

Ob bei den Alleen des Westens die einzelnen Steine etwa schon eine ähnliche individuelle Bedeutung gehabt haben wie die späteren Statuen, so daß entsprechend den „Obelisten“, die die Iberer um die Gräber ihrer Vornehmen setzten, etwa ein Zurverfügungstellen von Scharen Toter oder Lebender ausgedrückt werden sollte, oder ob nur eine nüchterne Bezeichnung des Weges vorliegt, wobei etwa von Stein zu Stein noch Holzwerk lief oder Pflanzenwerk sich rankte, ist die lebhaft sich meldende Frage. Die gleichartigen „Geisterstraßen“ der Chinesen haben den ausgesprochenen Zweck, daß ein großes Aufgebot hilfreicher Freunde die Widersacher von der geweihten Stätte fernhalten soll. Groß und mächtig tritt uns auf jeden Fall die allgemeine Bedeutung der Anlagen entgegen. Wo mit solchem Aufwand, in so monumentaler Form für das Gedächtnis der Toten gesorgt wird, da muß der Glaube an ein Fortleben nach dem Tode schon sehr tief gewurzelt sein, muß die Überzeugung von der wohlthätigen Freude, die man dem Verklärten bereitet, alle Mühe und alle Opfer der riesigen Arbeit überragen.

## Stonehenge

Einfachere Steinalleen, die zu rundlichen Plätzen mit Gräbern führen, gibt es auch in Südfrankreich und besonders zahlreich in Großbritannien. Bei ihnen

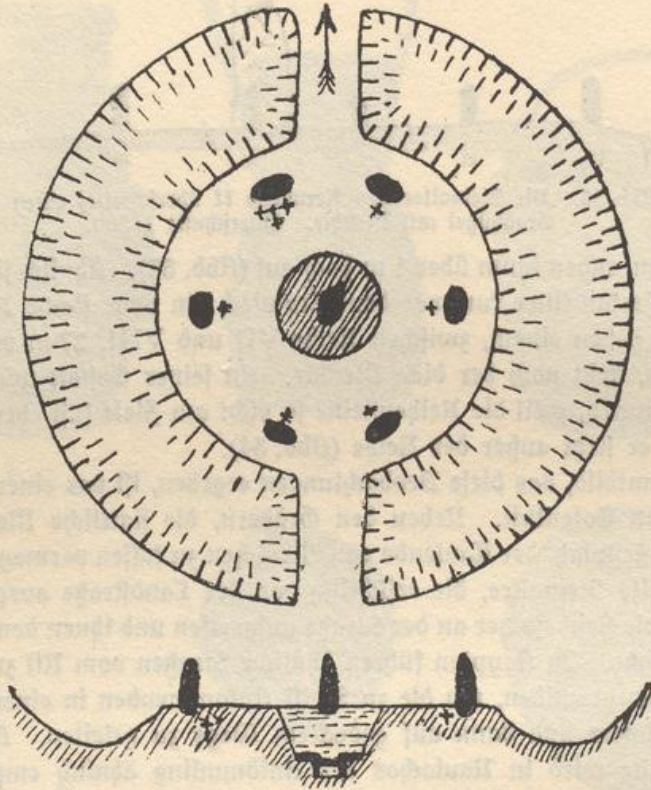


Abb. 36. Rundgrab von Crichie, Aberdeenshire. In der Mitte ein Schachtgrab, bei den Menhirs Brandgräber. 1:370.

ist aber fast immer auf dem runden Platz selbst bestattet worden. Von den Anlagen im Departement Gard am Nordfuße der Pyrenäen wird das ausdrücklich berichtet, in England und Schottland ist es durch vielfache Ausgrabungen erwiesen. Typisch ist das Gräberrund bei Crichie nahe Aberdeen (Abb. 36): in der Mitte liegt in tiefem Schachtgrabe eine Hockerleiche, umher ist an jedem der sechs Steine, die die runde Einhegung bilden, der Rest einer Brandbestattung gefunden. Große, von Wall und Graben eingehegte Runde, jedesmal mit Skelettbestattung in der Mitte, sind aus Cornwall und aus Mittelengland (Arbor Low in Derbyshire) veröffentlicht. Die beiden bekanntesten und markantesten liegen aber bei Salisbury: Stonehenge und Avebury, beide immer noch überall als unanfechtbare Sonnenheiligtümer angesehen. Stonehenge ist die schönst gebaute und besterhaltene Rundanlage, die es überhaupt gibt. Die äußerste Umhegung bildet

## Stonehenge

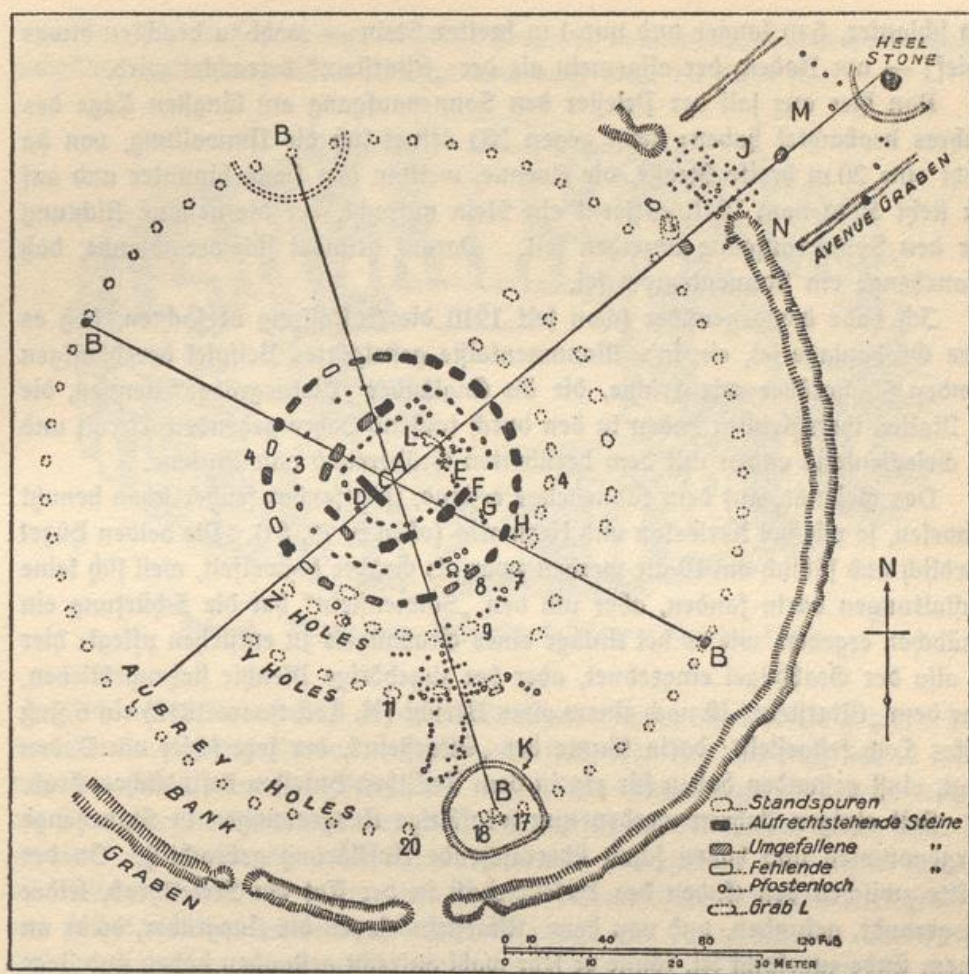


Abb. 37. Stonehenge bei Amesbury. Grundriß 1: 1175.

ein einfacher Wall mit Außengraben. Er umschließt einen Kreis von etwas über 90 m Durchmesser. Der erste Steinring folgt 30 m vom Wall entfernt und hat selbst also einen Durchmesser von 30 m = 100 Fuß (Abb. 37, 38). Er besteht aus 30 dicken Pfeilern, die mit Zwischenräumen von etwa 1 m gestellt sind und einen fortlaufenden Architrav tragen. Ihre wohlbehauene glatte Seite kehren sie nach dem Mittelpunkte des Kreises. Vor diesen Pfeilern entwickelt sich in 3 m Abstand ein Kreis von freistehenden, gleichmäßig nach oben sich verjüngenden Steinen. Ihrer mögen 45—50 gewesen sein. Nun folgen in Hufeisenform gestellt fünf riesige Trilithen, d. h. Gruppen von je zwei durch ein Auflager verbundenen großen Tragsteinen. Auch sie kehren wieder ihre glattbehauene Front nach der Mitte, und an dieser Front zieht sich nun noch eine Linie der kleineren kegelförmigen Steine ebenfalls in Hufeisenform entlang. Innerhalb des Hufeisens liegt

6\*

ein schlanker, 5 m langer und nur 1 m breiter Stein — wohl zu beachten etwas schief! — am Boden, der allgemein als der „Altarstein“ betrachtet wird.

Von hier aus soll der Priester den Sonnenaufgang am längsten Tage des Jahres beobachtet haben; denn gegen NO öffnet sich die Umwallung, von da zieht eine 20 m breite Straße, die Avenue, weithin den Hang hinunter und auf ihr steht 30 m vom Wall entfernt ein Stein aufrecht, der die genaue Richtung für den Sonnenaufgang anzeigen soll. Darauf gründet sich der Glaube, daß Stonehenge ein Sonnentempel sei.

Ich habe demgegenüber schon seit 1910 die Auffassung verfochten, daß es eine Grabanlage sei, ein in's Monumentalste gesteigertes Beispiel der häufigen runden Flachgräber wie Crichie, die die Engländer „Diskusgräber“ nennen, die in Italien ihresgleichen haben in den durch tausend Jahre gehenden Circoli und in Griechenland enden mit dem berühmten Gräberrund von Mykene.

Das Gelände, auf dem Stonehenge erstand, ist offenbar früher schon benutzt gewesen, so wie bei Kerleslan und Kermario (oben S. 79, 81). Die beiden Hügel nördlich und südlich am Walle werden zwar als Gräber bezweifelt, weil sich keine Bestattungen darin fanden, aber um den „Sonnenstein“ hat die Schürfung ein Gräbchen ergeben, wie es bei Anlage eines Grabhügels zu entstehen pflegt: hier ist also der Grabhügel eingeebnet, aber der zugehörige Menhir stehen geblieben. Vor dem „Altarstein“ ist nach einem alten Bericht (R. Colt Hoare 1812) ein 6 Fuß tiefes Loch festgestellt: darin könnte der „Altarstein“, der jetzt schief am Boden liegt, einst gestanden haben für ein in dem Trilithehufeisen befindliches Grab.

Seit einigen Jahren werden nun sorgfältige Ausgrabungen in Stonehenge vorgenommen und haben schon überraschende Aufklärung gebracht<sup>1)</sup>. In der Mitte zwischen den Enden des Hufeisens ist in der Tat ein Skelettgrab, leider ausgeraubt, gefunden, und von dem „Altarstein“ sagen die Ausgräber, da er an einem Ende zugespitzt sei, könne er sehr wohl aufrecht gestanden haben und liege nun über seine Fundamentgrube hingestreckt.

Diese ganzen Mittelbauten sind aber erst in einer zweiten Periode von Stonehenge entstanden. Als Ältestes hat sich ein dicht am Walle entlanglaufender Pfostenkreis herausgestellt, die Aubrey Holes, von dem nur noch die Pfostenlöcher im Boden erhalten sind. Darin haben Holzpfeiler gestanden und 23 von den 32 ausgegrabenen Löchern enthielten verbrannte Menschenknochen, die ursprünglich gegen die Pfeiler gelegt waren und nach deren Verfaulen allmählich in die Gruben gerutscht sind.

Zwei weitere Kreise von Pfostenlöchern, Y und Z, die sich um die Mittelbauten ziehen, gehören einer dritten wahrscheinlich erst eisenzeitlichen Periode an und sind nie zur Ausführung gekommen, die Pfeiler sind gar nicht in sie eingesetzt worden; hier und da sind die Löcher dann aber auch zu Bestattungen benutzt.

<sup>1)</sup> Kendrick im 21. Jahresbericht der Frankfurter Komm. des dtsh. Arch. Inst. 1931 S. 60—68.

## Stonehenge

Damit ist für Stonehenge die große Frage, ob Sonnentempel oder Grabanlage, endgültig gelöst: von einem Tempel kann nicht mehr die Rede sein.

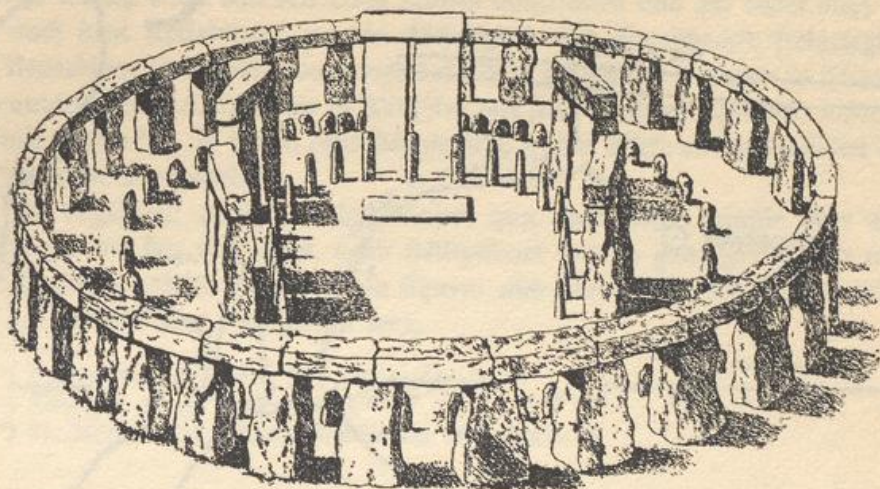


Abb. 38. Stonehenge. Ergänzte Ansicht von Browne 1834.

Sehr bemerkenswert ist aber, was draußen noch zu Stonehenge gehört. Die vom Denkmal gegen Nordosten abführende Fessstraße ist heute noch 400 m weit erhalten. Nach alten Nachrichten soll sie sich bald darauf gegabelt haben, indem ein Zweig gegen Osten offenbar zur Siedlung führte, der andere gegen Norden zu einer Rennbahn, die dort, etwa 700 m von Stonehenge entfernt, in langer ostwestlicher Erstreckung zu erkennen ist. Sie ist von Wall und Graben eingezäunt und bildet ein Rechteck von rund 3000 m Länge und 100 m Breite. An ihrem östlichen Ende liegt außen vor ihr ein großes Hünenbett, an ihrem westlichen Ende umgeht sie zwei runde Tumuli, von denen einer so liegt, als ob er die meta wäre. Die ganze Bahn ist sehr geschickt so angelegt, daß ihr Mittelteil durch eine schwache Senke zieht und die beiden Enden hoch liegen. Auf diese Weise kann man von allen Teilen der Bahn aus ihren ganzen Verlauf schön übersehen.

Wie der andere Arm der Fessstraße gegen Osten hin weitergelaufen ist, hat sich vor ein paar Jahren erst durch Fliegeraufnahmen erkennen lassen und ist dann von englischen Gelehrten durch Grabungen erwiesen worden: er läuft in der Tat zu einer Siedlung mit Ringwall am Avon und hat somit, wie man in England jetzt selbst betont, keinen astronomischen, sondern einen rein profanen Zweck gehabt. Mit dem großen Bogen aber, den die alte Fahrstraße macht, um West-Amesbury zu erreichen, bestätigt sie nur, was wir schon in der Bretagne beobachtet hatten: sie sucht einen bequemen Weg! Die gerade Linie von Stonehenge nach West-Amesbury, die die heutige Fahrstraße läuft, führt von 340 Fuß Höhe zunächst in eine Senke von 274 Fuß, den Stonehenge Bottom, dann über eine Höhe von

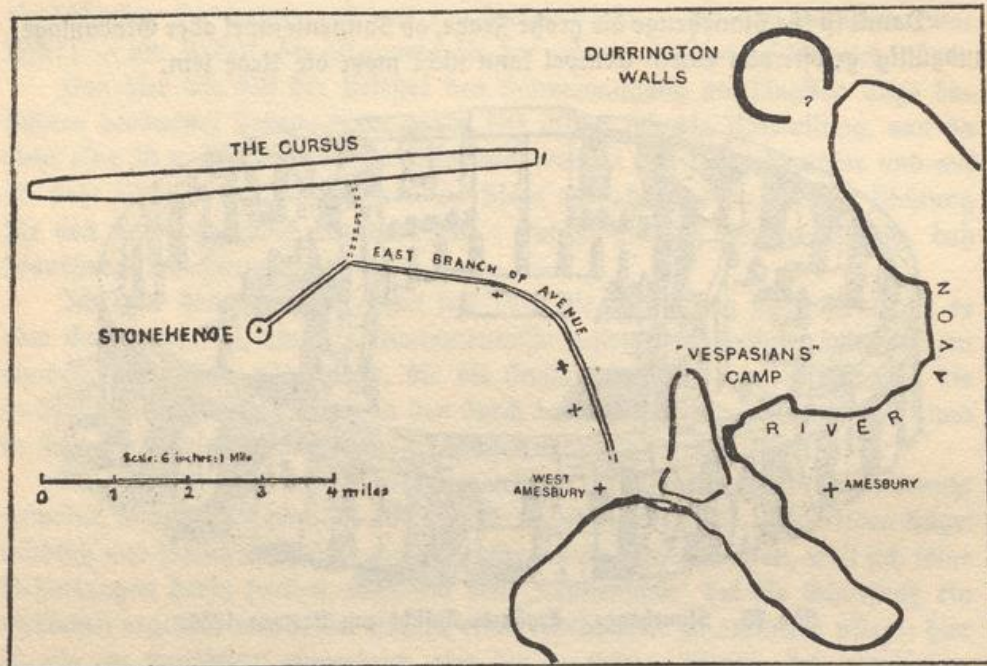


Abb. 39. Stonehenge mit Rennbahn und Siedlung. Nach Crawford. 1 : 18000.

360 Fuß nach West-Amesbury, das 340 Fuß hoch liegt. Mit dem nördlichen Bogen braucht die Avenue nicht so tief hinunter und nicht so hoch hinauf.

Zu welcher Periode der langbenutzten berühmten Grabanlage die Rennbahn gehört, sollte man nun auch durch eine Ausgrabung einmal feststellen. Man müßte ihren jetzt stark verschwemmten Graben streckenweise bis zu seiner alten Tiefe ausheben und auf die Funde achten, die der unterste Teil liefert. Fest- und Wettspiele dürfen wir nach Ausweis der Cromlechs in der Bretagne dem Grabkult der Bronzezeit durchaus zutrauen, und unter ihnen kann sich das Wagenrennen sehr wohl schon befunden haben. Der Streit- und Rennwagen kommt auf den nordischen Felszeichnungen vor, weiterhin auf den frühmykenischen Stelen; in Ägypten und Vorderasien geht er noch beträchtlich weiter zurück. Im Skythenlande erwähnt auch Herodot (IV 76) schon eine Rennbahn des Achilles.

Avebury, nach Anlage und Berühmtheit Stonehenge am nächsten stehend, hat in einem starken Ringwall zwei Steinkreise aus riesigen, hochgestellten Klöben nebeneinander. Einen besonderen Mittelbau haben die Steinkreise nicht. Von dem Avebury-Rund geht eine Feststraße, gebildet aus zwei Reihen weitgestellter Steine, gegen Südosten zu der alten Siedlung von Kennett und Overton Hill.

Südwestlich von Avebury liegt bei Bechampton der Rest eines weiten Kreises, bestehend aus zwei großen Steinen, die Long Stones genannt. Es sollen früher

drei Steine gewesen sein, und als der jetzt fehlende umfiel, soll ein fossiles Skelett zutage gekommen sein <sup>1)</sup>. Am 2. Dezember 1911 ist bei einer intensiven Schneeschmelze wieder einer von den Long Stones umgefallen und hat dabei dicht vor sich, nach dem Kreisinnern zu, ein Skelettgrab mit Zonenbecher freigelegt <sup>2)</sup>.

Neuerdings sind zwei Stonehenge besonders verwandte Anlagen in Südengland ausgegraben: Woodhenge in Wiltshire mit sechs Pfostenkreisen und Overton Hill mit fünfem <sup>3)</sup>. In jedem fand sich ziemlich in der Mitte ein Höckerstelet aus der frühesten Bronzezeit.

Die Engländer nennen diese Anlagen nun nicht mehr temple aber doch sanctuary, und das mit Recht, denn Heiligtümer sind es ganz gewiß, nur nicht für den Götterkult, sondern für den Ahnen- und Totenkult. Sie sind dasselbe, was bei den Griechen ein Heroon war.

<sup>1)</sup> Prähist. Ztschr. II 1910, S. 316 (Schuchhardt).

<sup>2)</sup> Zeitschrift „Man“ 1912, S. 200.

<sup>3)</sup> 21. Jahresbericht d. Stankfurter Komm. 1931 S. 68—72.